

Augier Ghiselin von Busbeck,

Vier türkische Sendschreiben. 1554.

Erstes Sendschreiben.

Festgabe

des Kgl. humanistischen Gymnasiums Ludwigshafen am Rhein
zur Fünfzigjahrfeier der Gemeinde Ludwigshafen am Rhein

von

Dr. Heinrich Zimmerer,

Kgl. Gymnasialprofessor.

Beilage zum Jahresbericht des Kgl. Gymnasiums
für das Schuljahr 1902/03.



GSZ

68477

Verlag Biller, G. m. b. H., Ludwigshafen a. Rh.

23/48



III Ef 256

Augier Ghiselin von Busbecks

Vier türkische Sendschreiben. 1554.

I.

Ogier (Augier) Ghiselin, Herr von Busbeque und Comines im Département Nord an der Leye (Lys), ist dem engeren Kreise der Orientalisten und Humanisten keine unbekannt Grösse. Seine lateinisch geschriebenen Gesandtschaftsbriefe aus der Türkei vom Hof- und Kriegslager Solimans I. des Grossen waren zwei bis drei Jahrhunderte lang, in fast alle Sprachen Europas übersetzt, in den Händen der Gebildeten. Erst im 19. Jahrhundert waren sie so gut wie verschollen, bis die beiden englischen Forscher Ch. Th. Forster und F. H. B. Daniell durch die Neuherausgabe der Briefe und eine quellenmässige Darstellung des Lebens des berühmten Diplomaten und Humanisten ein neues und erwünschtes Licht auf eine der wichtigsten und glänzendsten Epochen sowohl der türkischen Geschichte wie des deutschen Humanismus warfen*). Dem deutschen Publikum ist die Persönlichkeit Busbecks besonders durch einen Aufsatz G. Hirschfelds in «Nord und Süd» 1884 und durch mein erstes Kapitel «Deutsche Forschung in Kleinasien» meines Reisewerkes «Durch Syrien und Kleinasien», Berlin 1898, S. 8 f., in Erinnerung gebracht worden, während die weitschweifige aber auch reichhaltige Reisebeschreibung seines Begleiters auf der ersten türkischen Reise, Hans Dernschwams, auszugsweise 1887 im «Globus» von Heinrich Kiepert und in Verbindung mit den Briefen Busbecks von dem Schreiber dieser Zeilen in dem Programm des Kgl. Gymnasiums Ludwigs-hafen am Rhein 1899 (Eine Reise nach Amasia 1555) mitgeteilt wurde. Zuletzt hat darüber Professor Eugen Oberhummer in seinem Prachtwerk «Constantinopel unter Soliman dem Grossen», (München 1903, Oldenbourg) gehandelt und seiner Einleitung zu Lorichs Plan von Constantinopel auch ein Porträt Busbecks von der Hand dieses Künstlers beigegeben. In

*) *The life and letters of O. G. de Busbecq*, 2 Bände. London, Kegan Paul, 1881. Vergl. auch K. Bursian, *Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland*. München 1883. p. 257.



meiner türkischen Geschichte (Band V von Helmolts Weltgeschichte) habe ich ebenfalls, entsprechend der kulturhistorischen Bedeutung, der Gesandtschaft und ihrer Wirkungen und Erfolge kurz gedacht. Einem Vortrage in der Münchener Orientalischen Gesellschaft und im Stuttgarter Verein für Handelsgeographie über diese wichtige Begebenheit besonders nach der Handschrift Dernschwams aus dem fürstl. Fuggerschen Hausarchiv in der Augsburgers Originalhandschrift verdanke ich die Anregung von seiten der Vorstandschafft dieser erfolgreich wirkenden Vereine zur Neuherausgabe der lateinischen Briefe Busbecks in deutscher Sprache. Wenn ich es versuche, einstweilen den ersten Brief des berühmten Gesandten, den dieser an seinen Kollegen Nicolaus Michault in Lissabon 1555/6 gerichtet hat, wieder zu neuem Leben zu erwecken, so bin ich mir wohl bewusst, wie gering mein Verdienst an dieser Arbeit ist, zu der ich oftmals die ersten Übersetzungen in deutscher Sprache (1589 Frankfurt a. M. und 1664 Nürnberg) zu Rate gezogen habe, um ihr einen Teil des gut altertümlichen, echt urdeutschen Charakters zu wahren. Mögen meine Freunde in unserer Stadt sie wohlwollend aufnehmen als eine kleine Gabe zur Fünfzigjahrfeier der Gründung der politischen Gemeinde Ludwigshafen a. Rh. durch König Max II.

Als Grundlage meiner Übersetzung dienten mir die lateinischen Originalausgaben der Briefe: *Itinera Constantinopolitanum et Amasianum ab Augerio Gislenio Busbequij, etc. ad Solimannum Turcarum Imperatorem C. M. oratore confecta. Eiusdem Busbequij de acie contra Turcam instruenda consilium. Antverpiæ. Ex officina Christophori Plantini, Architypographi Regij MDLXXXI und altera editio. Antverpiæ. Ex officina Christophori Plantini, MDLXXXII.* Die Einleitung, die der erste Herausgeber L. Carrion*) den Briefen an Nicolaus Michault, Herrn von Indeveld, vorausgeschickt hat, stellen dieselben gewissermassen als Trostbriefe für das Leid dar, das den spanischen und portugiesischen Gesandten durch den Tod seines Sohnes getroffen hatte. Für die näheren Lebensumstände Busbecks verweisen wir die freundlichen Leser auf unser oben zitiertes Programm und den Wortlaut des nun folgenden Briefes nebst den von uns sparsam beigesteuerten Anmerkungen.

*) *Avarici Biturigum Kal. Febr. 1581 (dem heutigen Bourges).*

Erster Brief.

Was ich Dir bei meiner Abreise versprach, über meine ganze Reise nach Constantinopel zu berichten, das will ich jetzt halten, und zwar will ich mich dessen, wenn mir recht ist, mit Zinsen entledigen. Denn zur Reise nach Constantinopel kommt jetzt die nach Amasia hinzu, die an ungewöhnlicher Bedeutung hinter der anderen nicht zurückstehen dürfte. Wenn Du dabei siehst, dass es mir gut ergangen ist, wirst Du daran Deine Freude haben; bei unserer alten Freundschaft ist es selbstverständlich, dass wir Freud und Leid gemeinsam empfinden; wenn mir, was bei einer so grossen und schwierigen Reise nicht zu umgehen war, manches Widrige zugestossen, wirst Du es Dir nicht zu sehr zu Herzen nehmen, weil es jetzt vergangen ist, und so sehr es mich auf der Reise selbst drückte, so angenehm ist es mir, mich daran zurückzuerinnern, da ich es überstanden habe. Du weisst, dass ich nach meiner Rückkehr aus England, von der Hochzeit des Königs Philipp und der Königin Maria*), wo ich mich im Gefolge des Don Pedro Lasso de Castilla befand, den der römische König Ferdinand, mein allergnädigster Herr, als Ehrengast entsandt hatte, von eben demselben, meinem königlichen Herrn, zu dieser Reise schriftlich entboten wurde. Als ich dieses Schreiben zu Lille am 3. November erhielt, verweilte ich nur mehr so viel Zeit, um auf einem Umwege über Busbeck von meinem Vater und den Freunden Abschied zu nehmen. Von hier reiste ich über Tournay in Eile nach Brüssel. In Brüssel traf ich Don Pedro selbst, der dem Eilenden, wie man zu sagen pflegt, noch die Sporen gab, indem er mir einen Brief des Königs zeigte, der ihn veranlassen sollte, meine Abreise noch mehr zu beschleunigen. Ich nahm daher auf allen Stationen Eilpferde und trachtete mit grösstmöglicher Schnelligkeit nach Wien zu kommen. Die Strapaz auf dieser Reise war gross. Denn abgesehen von der ungewohnten Beschwerlichkeit des schnellen Reitens, der Jahreszeit, dem schlechten

*) 25. Juli 1554 zu Winchester gefeiert.

Wetter und Schmutz, den kurzen Tagen, lauter Umstände, die an sich schon für das Reisen höchst ungünstig waren, musste ich notgedrungen den grössten Teil der Nacht hiezu verwenden und in dicker Finsternis oft auf grundlosen Wegen noch Gefahr laufen Hals und Bein zu brechen. Als ich aber nach Wien gekommen war, wurde ich durch Geheimrat Jan van der Aa bei Ferdinand eingeführt und mit dem Ausdruck gnädiger Huld empfangen, die der König denjenigen zu bezeigen pflegt, deren Treue und Redlichkeit er Vertrauen schenkt. Ausführlich setzte mir der König auseinander, was er sich von mir verspreche, wie sehr ihm daran gelegen sei, dass ich das Amt der Gesandtschaft nicht von mir weise und die Abreise nicht länger aufschiebe; er habe sich dem Pascha von Budapest verpflichtet, dass sein (des Königs) Abgesandter anfangs Dezember unfehlbar in Ofen eintreffe; er wolle nicht, dass die Türken, falls er den Tag nicht einhalte, einen Grund hätten, die ihrerseits gegebenen Versprechen nicht zu halten. Es waren aber bis zu diesem Zeitpunkt kaum mehr 12 Tage übrig, ein Zeitraum, der kaum für eine kleine Reise, geschweige denn für eine grosse gereicht hätte; dennoch mussten davon noch einige Tage abgezogen werden, um nach dem massgebenden Wunsche des Königs noch den Herrn Johann Maria Malvezzi in Komorn zu besuchen; denn der König hielt es für sehr erspriesslich, dass ich mir die mir mangelnde Kenntnis der türkischen Verhältnisse durch einen Besuch bei Malvezzi verschaffte, einiges noch über Sitten und Charakter dieses Volkes erführe und aus seinem Munde die Ratschläge schöpfte, die ich dort nötig hätte. Malvezzi war nämlich einige Jahre Gesandter Ferdinands bei Soliman gewesen, besonders in der Zeit als Kaiser Karl V. aus gewichtigen Gründen (1545) durch Gerhard Veltwick einen Waffenstillstand mit den Türken schloss; in diesen Waffenstillstand auf 8 Jahre hatte auch König Ferdinand eingewilligt und Malvezzi hatte sich im Gefolge Veltwicks befunden. Ihn hatte Ferdinand nach seiner Rückkehr von dieser Reise nach Constantinopel zurückgesandt, auf dass er als Gesandter leichter den Einfällen der Türken in das Königreich Ungarn begegne, indem er bei dem Sultan persönlich über die Ausschreitungen seiner Befehlshaber sich beschweren und Genugthuung verlangen könne.

Aber bald darauf hatte sich für König Ferdinand die günstige Gelegenheit ergeben, Ungarn durch Einverleibung Siebenbürgens seinen früheren Glanz zurückzugeben, und er hatte auf Andrängen der Ungarn mit der Witwe und dem Sohne Johans des Woiwoden verhandelt, der einst die Königskrone Ungarns beansprucht und für den Verzicht darauf Siebenbürgen erhalten hatte. Als nun, wie unvermeidlich, das Gerücht davon zu den Ohren der Türken kam, rief Rustan, der Schwiegersohn Solimans und Grossvezier, Malvezzi zu sich und fragte ihn, ob diese Gerüchte auf Wahrheit beruhten. Malvezzi bestand beharrlich darauf, dass sie unrichtig seien und erbot sich, im Falle er die Unwahrheit spreche, jeder Strafe sich zu unterziehen. Als sich aber Ferdinand alsbald ganz Siebenbürgens bemächtigte und kein Verheimlichen mehr half, da war der Sultan auf Rustan, weil er Malvezzi soviel getraut, und noch mehr Rustan auf Malvezzi erzürnt, durch dessen Trug er sich überlistet glaubte. Kurz, Malvezzi wird in den Kerker geworfen, sein Vermögen und seine Dienerschaft mit Beschlagnahme belegt. Im Gefängnis verbrachte er zwei Jahre in engster Haft und zog sich dabei ein beschwerliches Harnleiden zu, das nachmals zu seinem Tode führen sollte; denn man liess nichts zu ihm bringen, was ihn hätte heilen können. Die Türken sind eben nach beiden Gegensätzen ausschweifend, sei es in Nachsicht bei denen, welchen sie als Freunde gelten wollen, sei es in Hass, wo sie erzürnt sind. Aber da ihre inneren Zwistigkeiten sie mehr nach Friede und Ruhe verlangen liessen und eine Wiedergewinnung Siebenbürgens mit Waffengewalt für sie nicht möglich war, liessen sie sich leicht dazu bewegen, die Waffen niederzulegen und wegen Siebenbürgens sich auf friedliche Unterhandlungen einzulassen, und zwar verlangten sie die Herausgabe desselben von der Krone Ungarn. Ferdinand war nicht gesonnen, die Verträge, die er weder mit Gewalt noch mit List von dem Woiwoden erreicht hatte, ungiltig zu machen und gab Siebenbürgen nicht heraus. Um diese Forderung den Türken begreiflich zu machen, wurden der Dalmatiner Antonius Verantius (Wrancy), Bischof von Erlau und Franz Zay, der Befehlshaber der Donauflottille, welche die Ungarn Nassades nennen, beide Männer durch ihre Treue und Beflissenheit beim Könige

sehr beliebt, an den Sultan abgesandt und erreichten durch ihre Ankunft die Befreiung Malvezzi's aus dem Kerker und seine Rücksendung mit einem Briefe Solimans an König Ferdinand. Dieser sendet ihn bald darauf nach Constantinopel zurück, wo er nach dem Abschluss des Friedens als ordentlicher Gesandter verbleiben sollte. Aber als Malvezzi auf diesem Wege Komorn, unsere Grenzfestung am Einflusse der Waag in die Donau, erreichte, da brach die Krankheit, die er sich in Kerkerschaft zugezogen hatte, von neuem aus und zwang ihn, an seiner Genesung verzweifelnd Halt zu machen und Ferdinand zu bitten, ihm das Amt der Gesandtschaft abzunehmen und einem anderen zu übertragen. Ferdinand wollte dem Gesandten weder vollen Glauben schenken, noch die Bitte geradewegs abschlagen; doch war er eher geneigt zu vermuten, Malvezzi schrecke mehr wegen der Erinnerung der ertragenen Leiden und aus Furcht der bevorstehenden als wegen der Grösse der Krankheit vor dem Amt der Gesandtschaft zurück. Dennoch scheute er sich einen Mann, der sich um ihn und den Staat so wohl verdient gemacht hatte, feiger Flucht für fähig zu halten und ihn zum Antritt der Reise zu zwingen. Übrigens belehrte ihn der bald darauf erfolgte Tod Malvezzi's zur Genüge, dass die Krankheit keine eingebildete oder für den günstigen Augenblick erdichtete gewesen war. So kam ich an Malvezzi's Stelle. Da ich aber keine Übung in den türkischen Angelegenheiten und Sitten hatte, hielt es der König, wie schon erwähnt, für erspriesslich, wenn ich zu Malvezzi reiste und durch dessen Vorschriften und Mahnungen vorsichtiger gegen die Listen der Türken würde. So blieb ich zwei Tage bei Malvezzi und erfuhr, soviel die Kürze der Zeit es erlaubte, was ich im täglichen Umgange mit den Türken zu befolgen und zu vermeiden hätte. Schnell kehrte ich dann nach Wien zurück und begann sofort mit meinen Vorbereitungen zur Abreise. Aber die Menge der Geschäfte war so gross, die Zeit so beschränkt, dass ich, als der festgesetzte Tag zur Abreise kam, obwohl der König beständig drängte, und ich von aller Frühe an den ganzen Tag mit Geschäften und mit Packen zu tun hatte, kaum gegen Einbruch der Nacht zur Reise fertig war und mir die Tore von Wien, die schon geschlossen

waren, wieder aufgesperrt werden mussten. Der König, der an diesem Tage auf die Jagd gezogen war, hatte mir den Wunsch hinterlassen, dass ich bei seiner Rückkehr abgereist sein möge, und in der Tat war mein Auszug kurz vor seinem Eintreffen in Wien erfolgt. 11 Uhr nachts kamen wir nach Fischamend, einem ungarischen Städtchen, vier Stunden hinter Wien, wo wir zu Nacht speisten; denn wir waren vor lauter Eile von Wien ohne Abendessen ausgezogen. Von da setzten wir unsere Reise nach Komorn fort. Den Aufträgen meines Königs entsprechend, nahm ich einen gewissen Paul Palmai, der die Räubereien und Plünderungen der Türken gut kannte, mit nach Buda; mit seiner Unterstützung konnte ich um so leichter vom Pascha in Ofen meine Forderungen auf Schadenersatz stellen. Aber der hatte alles eher erwartet als mein pünktliches Abreisen und Eintreffen und war noch nicht einmal vom Hause aufgebrochen. Auch wusste niemand anzugeben, wann er kommen würde. Das traf sich höchst ärgerlich für mich, und ich berichtete darüber an König Ferdinand. Den nächsten Tag wartete ich noch auf meinen Begleiter in Komorn. Am dritten Tag setzte ich über die Waag und verfolgte meinen Weg gegen Gran, die erste türkische Grenzfestung. Der Befehlshaber von Komorn hatte mir zum Schutze 16 Reiter mitgegeben, welche die Ungarn Husaren nennen, und ihnen aufgetragen mich nicht eher zu verlassen, bis die türkischen Posten in Sicht kämen. Der Kommandant von Gran hatte mir kund tun lassen, dass mich seine Leute auf halbem Wege einholen würden. Als wir schon drei oder vier Stunden eine sehr weite Ebene durchreist hatten, zeigten sich uns von Ferne vier türkische Reiter, doch fuhren meine Ungarn nichts destoweniger fort mich zu begleiten. Da ich aber fürchtete, es möchte bei weiterer Annäherung zu Plänkeleien kommen, ermahnte ich sie, sich zurückzuziehen. Wie mich die Türken herankommen sehen, reiten sie herzu, machen vor meinem Wagen Halt und grüssen. So setzten wir ein gutes Stück unseren Weg fort unter Austausch von Gesprächen (denn ich hatte einen Knaben als Dolmetsch bei mir), als wir, keiner weiteren Geleitschaft mehr gewärtig, in eine Niederung hinabgelangten. Hier sah ich mich plötzlich von einer Schar von ungefähr 150 Reitern umringt, und es

bot sich mir ein ebenso angenehmes wie ungewohntes Schauspiel: Bemalte Schilde und Lanzen, mit Edelsteinen besetzte Krummsäbel, buntfarbige Federn, Turbane aus glänzend weissen Tüchern zusammengebunden, purpurne oder dunkelgrüne Gewänder, vorzügliche Pferde mit herrlichem Geschirr und Zaumzeug. Die Offiziere treten an mich heran und empfangen mich mit Höflichkeit, freundlichen Glückwünschen und fragen, ob meine Reise nach Wunsch verlaufen sei; ich antwortete verbindlich und entsprechend. So geleiten sie mich nach Gran; unter diesem Namen versteht man die Burg auf dem Hügel, dessen Fuss die Donau bespült und die nahe daran gelegene Stadt in der Ebene. Hier nahm ich mein Absteigquartier. Der Erzbischof dieses Ortes nimmt unter den Grossen Ungarns an Rang und Reichtum den ersten Platz ein. Wir werden fast militärisch einquartiert; anstatt der Betten werden auf Bretter dickwollene Teppiche gebreitet, ohne Kopfkissen und Leintücher. So genossen meine Leute zum erstenmal den türkischen Komfort; denn ich selbst hatte vorsorglicher Weise mein Bett mitgebracht. Tags darauf bat mich der Sandschakbey dringend ihn zu besuchen. So nennen die Türken ihren Platzkommandanten; als Zeichen seiner Würde hat er einen Sandschak, d. h. Fahne oder Feldzeichen, eine vergoldete Kugel auf einer Lanzenspitze, die seiner Schwadron vorangetragen wird. Obwohl ich an ihn weder ein Schreiben noch einen Auftrag hatte, bestand er doch so höflich dringend auf meinem Besuch, dass ich hingehen musste. In der Tat wars ihm um nichts anderes zu tun, als mich zu sehen, amtlich zu begrüssen, nach meiner Mission zu fragen, mich zum Frieden zu ermahnen und mir glückliche Reise zu wünschen. Auf meinem Wege dahin wunderte ich mich, dass im Monat Dezember bei kaltem Wetter die Frösche quakten; das bewirken wohl die warmen Schwefelquellen der dortigen Sümpfe. Ich verliess Gran und wandte mich nach Buda, nachdem ich noch vorher gefrühstückt hatte, was für das Mittagmahl dienen musste. Denn es war keine Möglichkeit mehr, vor Budapest Halt zu machen. Zugleich mit mir zog, um mir das Geleit zu geben, der Sandschak mit seiner ganzen Gefolgschaft und Reiterei aus, ohne dass ich ihn an dieser Ehrenpflicht verhindern konnte. Vor den Toren

der Stadt sprengen die Reiter um die Wette vor mir her, werfen den Turban auf den Boden, nehmen ihn im gestreckten Galopp mit den Lanzen wieder auf und treiben noch andere Reiterspiele. Unter ihnen befand sich ein Tatar mit so langem und dichtem Haare, dass er, wie man mir sagte, immer barhäuptig ging, allem Wetter trotzend, gegen den Regen wie die Pfeile nur mit seinem Haarwuchs sich schützend. Der Sandschakbey nahm bald die Gelegenheit wahr, um sich von mir zu verabschieden und kehrte nach Hause zurück, nachdem er mir noch einige Führer zu meiner Reise als Geleite gelassen hatte. Als ich nach Buda kam, zogen mir einige Türken von dem Range, die man Tschauschen nennt, entgegen, die bei ihnen als Aufwärter und Kuriere dienen und alle Aufträge, sei es des Sultans oder der Paschas, zu überbringen haben, ein Dienst, der bei ihnen als ganz besonders ehrenvoll gilt. Ich werde bei einem ungarischen Bürger untergebracht, wo für mein Gepäck, Wagen und Pferde wahrlich besser gesorgt ward als für meine Person; denn darauf sehen die Türken mit Vorliebe, dass Pferde, Wagen und Tross in Sicherheit sind; für den Menschen glauben sie schon genug getan zu haben, wenn sie ihn vor den Unbilden der Witterung schützen. Der Pascha liess mich durch einen Türken namens Tuygon, was so viel wie Storch bedeutet, besuchen und grüssen und sich entschuldigen, dass er mich mehrere Tage nicht empfangen könne, weil er von einer schweren Krankheit festgehalten werde; sobald er sich wieder gesund fühle, werde er mir zur Verfügung stehen. Dieser Umstand bewirkte, dass mir die Verzögerung Palmals keine Unannehmlichkeit verursachte und ihm auch nicht zur Schuld angerechnet wurde, umsoweniger, da er sich sehr bemühte, nicht zu spät zu kommen, und bald sich in der Tat einfand. Die Krankheit des Pascha hielt mich lange in Ofen zurück. Man war der Meinung, er habe sich diese infolge einer Gemütsregung über die Nachricht, dass ihm eine grosse Summe Geldes, die er irgendwo hinterlegt hatte, durch Diebstahl abhanden gekommen sei, geholt. Er stand nämlich tatsächlich im Rufe eines geldgierigen und fast schmutzigen Geizes. Unterdessen drückte er den Wunsch aus, meinen Leibarzt Wilhelm Quackelbein, einen gewiegten Philosophen und kundigen Arzt, von mir zu

erhalten, damit derselbe ihm etwas verordne. Nur ungerne gewährte ich ihm diese Bitte, und bald hätte mich auch ihre Gewährung gereut. Denn als sich die Krankheit des Pascha immer verschlimmerte, und er sogar lebensgefährlich erkrankte, da fürchtete ich nur zu sehr, es möchten die Türken, wenn er zu seinem Mahomet wanderte, den Tod des Pascha meinem Arzt zur Last legen, wodurch nicht nur diesem guten Manne eine Gefahr, sondern auch mir selbst als seinem Mitwisser grosse Schande erwachsen wäre. Doch befreite mich, Gott sei Dank, die Genesung des Pascha von dieser Sorge. In Ofen habe ich zum erstenmale Janitscharen gesehen. So nennen die Türken ihre Leibgarde zu Fuss. Ihre Zahl beträgt in voller Stärke 12000, und sie sind über alle Teile des Reiches zerstreut, sei es als Besatzung in den Festungen, sei es zum Schutze der Christen und Juden. Es gibt keinen einigermaßen bevölkerten Landstrich, Stadt oder Markt, in dem sich nicht einige Janitscharen befinden, welche den Christen, Juden und den übrigen Hilfsbedürftigen vor dem Übermut des Pöbels zum Schutze dienen. Auf der Burg in Ofen liegt eine ständige Besatzung von Janitscharen. Sie tragen ein langes Kleid, das bis zu den Knöcheln herabreicht; als Kopfbedeckung haben sie eine Art Ärmelmütze (worauf sie auch ihren Ursprung*) zurückführen), von der ein Teil das Haupt bedeckt, während ein Zipfel in den Nacken hängt. An der Stirne erhebt sich ein längliches Rohr von vergoldetem Silber, dessen Agraffe mit gewöhnlichen Edelsteinen besetzt ist. Diese Janitscharen kamen fast immer zu zweien zu mir; beim Eintreten in mein Speisezimmer neigten sie zum Grusse das Haupt, dann traten sie rasch und fast laufend an mich heran und berührten mein Kleid oder meine Hand wie zum Kusse, dabei einen Strauss Hyazinthen oder Narzissen überreichend; hierauf zogen sie sich mit gleicher Schnelligkeit bis zur Tür zurück, ohne mir den Rücken zuzuwenden; denn dies gilt nach ihren Grundsätzen für unanständig. Dort falteten sie dann mit höchstem Anstande die Hände vor der

*) Über ihre Stiftung durch den Derwisch Hadschi Bektasch berichtet Zinkeisen, *Geschichte des osmanischen Reiches in Europa*, I p. 125—132 (Hamburg 1840).

Brust und blickten mit gesenkten Augen schweigend auf den Boden. Man möchte sie eher für Mönche als für Soldaten halten. Sobald sie aber einiges Kleingeld erhielten, wonach ja allein ihr Wunsch stand, neigten sie von neuem das Haupt, sprachen laut ihren Dank aus und gingen mit vielen Glück- und Segenswünschen von dannen. Und in der Tat, wenn man mich nicht vorher darauf aufmerksam gemacht hätte, dass dies Janitscharen seien, hätte ich sie leicht für eine Art türkischer Derwische oder andere Ordensbrüder gehalten, und doch sind dies die Janitscharen, welche überall so grossen Schrecken verbreiten. In Ofen hatte ich häufig Türken an meiner Tafel, die, durch die Süssigkeit meines Weines angelockt, um so begieriger danach waren, je weniger sie sonst Gelegenheit hatten, ihn zu trinken; um so ausgiebiger schütten sie denselben in sich hinein, wo es ihnen gelingt, dessen habhaft zu werden. Ihre Einladungen bei mir dehnten sie dann bis tief in die Nacht hinein aus; später, als mich das Spiel verdross, erhob ich mich vom Tisch und zog mich in mein Schlafzimmer zurück. Jene mussten dann wohl oder übel Miene machen, obwohl sie noch nicht vom Weine überwältigt waren, traurig nach Hause zu gehen. Aber gar bald kam ein junger Diener in ihrem Namen mit der Bitte, ich sollte ihnen noch Wein überlassen und dazu meine silbernen Becher leihen; sie wollten, wenn es mir recht wäre, gern noch in irgend einem Winkel das Zechen fortsetzen. Ich liess ihnen natürlich so viel Wein als sie nur wollten und die erbetenen Becher reichen; sie aber hörten nicht eher zu trinken auf, bis sie von dem schweren Wein schlaftrunken zu Boden sanken. Das Trinken des Weines gilt bei den Türken als eine grosse Sünde, besonders für die Bejahrten, während die Jüngeren sich mit grösserer Nachsicht und Entschuldigung darin gehen lassen dürfen. Da sie aber nach diesem Leben eben so grosse Strafe zu gewärtigen haben, wie sie glauben, ob sie nun sehr wenig oder sehr viel Wein getrunken haben, so fahren sie fort zu trinken, wenn sie einmal gekostet haben. Sie halten gewissermassen, wenn einmal die Sünde angebrochen ist, den Rest für straflos und setzen die Trunkenheit noch auf den Gewinnkonto. Solche und noch sonderbarere Ansichten hegen sie über das Trinken.

Ich lernte in der Folge in Constantinopel einen Greis kennen, der, so oft er den Becher zum Trinken in die Hand nahm, vorher ein grosses Klagegeschrei erhob. Seine Freunde gaben uns auf Befragen nach seinem Benehmen zur Antwort, er wolle mit diesem Geschrei seine arme Seele warnen, damit sie sich in irgend einen Winkel des Körpers zurückziehe oder lieber ganz auswandere, auf dass sie nicht mit an seiner Sünde Schuld trage, die er zu begehen sich anschickte, noch von dem Weine, den er sich eingiessen wollte, befleckt werde.

Ueber die Stadt Buda hätte ich nur allzuviel zu sagen; doch um nicht ganz zu schweigen, will ich nur soviel erwähnen, als sich für einen Brief geziemt, der kein Buch werden soll. Buda liegt an einem höchst anmutigen Orte und in einer sehr fruchtbaren Gegend, an dem Rücken eines Hügels hinaufgebaut, sodass es an einer Seite Weinberge berührt, während es auf der anderen Seite die vorüberfliessende Donau und jenseits derselben Pest mit seinen weiten Ebenen überschaut. Der Ort scheint mir mit Absicht für die Beherrschung Ungarns auserwählt. Die Stadt war einst mit prächtigen Häusern der ungarischen Magnaten geschmückt; leider sind dieselben jetzt theils zusammengestürzt, theils nur notdürftig gestützt und vor dem Einsturze geschützt. Sie werden fast durchweg von den türkischen Soldaten bewohnt, denen natürlich ihr Tageslohn nicht zureicht, um die Baulast für die Ausbesserung und Eindeckung so grosser Gebäude zu tragen. Ob es daher durch das Dach regnet oder die Wand einen Riss hat, darum kümmern sie sich wenig; wenn sie nur ihr Pferd in einen trockenen Stall unterbringen und für sich selbst ein Bett ausbreiten können; was über ihnen ist, geht sie nichts an, sondern sie überlassen den Oberstock des Hauses, wenn noch so gross, ruhig den Ratten und den Mäusen zum Bewohnen. Dazu kommt bei den Türken der Grundsatz, dass sie nicht viel auf prächtiges Bauen halten, weil sie es für Hoch- und Übermut einer sich überschätzenden Seele halten nach grossartigen Gebäuden zu streben. Das hiesse bei ihnen soviel, wie wenn einer ein unsterbliches und ewiges Heim sich in diesem Leben verspräche. Sie gebräuchten die Häuser nur wie Reisende und Wanderer die Gasthäuser. Wenn sie in ihnen nur vor Räubern, vor Frost, Hitze und Regen geschützt

seien, beehrten sie keine anderen Bequemlichkeiten. Daher dürfte man in der ganzen Türkei nicht leicht ein auch nur wenig über das Gewöhnliche elegantes Haus bei einem noch so grossen oder reichen Herren antreffen; in der Regel bewohnen sie nur Zelte und Hütten. Wohl richten die Grossen ihr Augenmerk auf Gärten und Bäder und besitzen nach der Grösse ihres Hausstandes auch geräumige Häuser; aber im übrigen mangelt es bei ihnen durchaus an glänzenden Säulenhallen oder sehenswerten Vorhöfen, auch ist nirgends etwas Prunk- oder Wundervolles vorhanden. Dabei gehen sie fast von derselben Denkweise aus wie die Ungarn. Denn mit Ausnahme der Stadt Ofen oder meinetwegen noch von Pressburg gibt es in ganz Ungarn keine Stadt, die sich irgend welcher ansehnlicher Gebäude erfreut. Diese ihre Gewohnheit stammt meines Erachtens aus alter Zeit. Das Volk hat, an Kriegsdienst, Lagerleben und langwierige Kriege gewöhnt, die Sorge des Häuserbaues ausser acht gelassen und die Städte nie anders bewohnt als mit der Absicht sie bald wieder zu verlassen. Bei meiner Anwesenheit in Ofen sah ich auch eine merkwürdige Quelle, die ausserhalb des Constantinopler Tores liegt und auf der Oberfläche siedendes Wasser zeigt, während man auf dem Grunde lustig die Fische schwimmen sieht; man möchte meinen, dass man sie nur gekocht herausnehmen könnte. Bei dem Pascha, der sich erst von seiner Krankheit erholt hatte, wurden wir endlich am 7. Dezember eingeführt; wir suchen zunächst seine Gunst durch Geschenke zu gewinnen, erheben aber dann lebhaft Beschwerden über den Übermut und die Missetaten der türkischen Soldaten, fordern das gegen den Waffenstillstand Weggenommene zurück und erinnern ihn an sein briefliches Versprechen der Zurückgabe, falls der König einen Gesandten schicke. Er aber gibt uns die Beschwerden nicht minder in Hinsicht auf die Schädigungen und Rechtsverletzungen zurück, die er von den Unsrigen erhalten zu haben behauptet. Über die Plätze, die er zurückgeben sollte, hilft er sich mit folgendem Dilemma hinaus. Entweder habe er überhaupt nicht versprochen etwas zurückzugeben und infolgedessen brauche er auch nichts zurückzugeben, oder wenn er wirklich etwas versprochen habe, so müsse ich so verständig sein,

um zu begreifen, dass er ein solches Versprechen weder halten könne noch dürfe, denn er sei von seinem Herrn hieher gesetzt, um dessen Reich zu mehren und nicht zu mindern, und ihm sei nicht gestattet, den gegenwärtigen Stand der Dinge zu verschlechtern; das sei nicht seine Sache, das solle ich vielmehr beim Sultan persönlich, wenn ich zu ihm komme, durchzusetzen suchen. Ausserdem, fuhr er zu guter Letzt fort, dürfe ich ihm als von einer schweren Krankheit erst Genesenen nicht durch eine lange und unnütze Unterhandlung lästig fallen. Da er damit recht zu haben schien, so musste ich dies als meinen Abschied betrachten. So hatte ich eigentlich nichts ausgerichtet als den Abschluss einer Waffenruhe, bis bestimmte Antwort von Soliman zurückgebracht wäre. Dabei machte ich, als ich bei dem Pascha eingeführt wurde, die Bemerkung, dass bei ihnen noch die alte römische Sitte in Geltung sei, den Gast mit Beifallsbezeugungen, sowie mit Glück- und Segenswünschen zu begrüßen; ausserdem gilt bei ihnen die linke Seite als die ehrenvollere, wenn nicht ein Hindernis vorhanden ist. Als Grund hierfür geben sie an, dass gerade diese Seite das Schwert auszeichne, und wer also auf der rechten Seite stehe, stelle gewissermassen sein Schwert in die Hand dessen, der ihm zur Linken trete, während er selbst es frei und ungehindert führen könne.

Als ich, soweit ich konnte, meine Angelegenheiten in Ofen geordnet hatte, kehrte mein Begleiter zum König zurück, ich selbst bestieg die auf der Donau für mich bereitliegenden Schiffe, nachdem ich meine Pferde, Wagen und Gefolge eingeschifft hatte. So fuhren wir stromabwärts nach Belgrad hinunter. Dieser Weg war sowohl in Hinsicht auf die Sicherheit wie auf die Kürze der Reise geeigneter. Denn der Weg zu Land nach Belgrad hätte mich mindestens 12 Tage gekostet, besonders mit meinem schweren Gepäck. Ausserdem waren die Überfälle der Heiducken zu fürchten, wie die Ungarn die Räuber nennen, die aus ihrem Berufe als Viehhirten zum Soldaten- oder besser gesagt Räuberhandwerk übergegangen sind. Auf dem Flusse hatte ich nichts von ihnen zu besorgen und wir konnten die Strecke in fünf Tagen zurücklegen. Das Schiff, auf dem ich fuhr, war ein Schnellsegler mit Schlepptau und war mit 14 Ruderknechten

bemannt; die übrigen hatten nur 2 grosse Ruder zur Seite. Weder Tag noch Nacht wurde mit der Fahrt ausgesetzt; nur die wenigen Stunden ausgenommen, wo die armen Ruderknechte und Matrosen von der Arbeit ausruhen oder abkochen mussten. Dabei fiel mir die Tollkühnheit der Türken auf, die kein Bedenken trugen, bei bedecktem Himmel, mondloser Nacht und heftigen Winden zu fahren, während Wassermühlen, Baumstümpfe und Äste am Ufer hervorragten und fast überall in gefährlicher Weise im Wege standen. Daher geschah es nicht selten, dass unser Schiff durch die Stärke des Windes an das Ufer und an die überhängenden Pfähle und Bäume getrieben, wiederholt in Stücke zu gehen drohte; einmal wenigstens wurden einige Balken des Verdecks unter grossem Gekrach weggebrochen. Erschreckt sprang ich aus dem Bette und ermahnte die Schiffer, vorsichtiger zu fahren. Diese erhoben ein grosses Geschrei und antworteten nur «Allahuré», d. h. «Gott wird helfen!» So konnte ich wieder zu meinem Bette zurückkehren und zu schlafen versuchen. Ich getraute mir vorherzusagen, dass diese Schifffahrt noch einen schlimmen Ausgang nehmen würde.

Wir sahen auf dieser Reise Tolna, ein nicht unbedeutendes Städtchen Ungarns, das ich wegen der Güte seines weissen Weines und der Freundlichkeit seiner Bewohner nicht verschweigen darf. Ebenso sahen wir auf hohem Ufer die Burg Valpovar und andere Schlösser und feste Orte und die Stelle, wo die Theiss sich in die Donau ergiesst. Belgrad selbst liegt an dem Zusammenfluss der Save und der Donau, und gleichsam an der äussersten Spitze eines Vorgebirges steht die alte Stadt in ihrer altertümlichen Bauart, mit vielen Türmen und doppelter Mauer befestigt; an zwei Seiten wird sie von den genannten Flüssen umflossen, aber an der Stelle, wo sie mit dem Lande zusammenhängt, hat sie auf erhöhtem Orte eine sehr feste Burg mit mehreren hohen Türmen, aus Quadersteinen erbaut. Vor der Stadt dehnt sich eine grosse Reihe von Häusern und höchst ansehnliche Vorstädte; in diesen lebt ein buntes Gemisch von Nationen: Türken, Griechen, Juden, Ungaren, Dalmatiner und andere mehr. Fast im ganzen türkischen Reiche gehören zu den Städten selbst immer ausgedehnte Vorstädte, die, miteinander verbunden, den Anblick

grosser Stadtgemeinden bieten. Hier wurden uns zum erstenmale antike Münzen angeboten, an denen ich, wie Du weisst, grosses Vergnügen finde. Für diese Liebhaberei habe ich in dem bereits genannten Wilhelm Quackelbein eine verständnisvolle und mir innig befreundete Seele. Wir bekamen nicht wenig Münzen, darunter eine mit einem Soldaten auf der einen Seite zwischen einem Stier und Pferd, mit der Inschrift Taurunum; denn hier hatten die Römer ihre Legionen im Standlager für Obermoesien. Diese Stadt wurde zu den Zeiten unserer Grossväter mit starker Macht von den Türken berannt und zwar zuerst von Murad, dann von Mahomed, dem Eroberer Constantinopels; aber dank der Abwehr durch die Ungarn und Kreuzritter waren die Anstürme der Barbaren vergebens. Erst im Jahre 1520, als Soliman mit grossen Streitkräften am Anfange seiner Herrschaft dorthin gekommen war und die Stadt infolge der Saumseligkeit des jungen Königs Ludwig und der Zwietracht der parteisüchtigen ungarischen Magnaten von der genügenden Besatzung entblösst und so für die Eroberung wie geschaffen fand, brachte er sie ohne Anstrengung in seine Gewalt. Durch diese weit geöffnete Bresche drang gleichsam wie durch ein offenes Tor das Heer der Leiden ein, unter dem jetzt Ungarn seufzt. Nach diesem Einbruch fiel König Ludwig*), wurde Ofen erobert, Siebenbürgen geknechtet, das blühendste Königreich in Elend gebracht, und die benachbarten Staaten zitterten vor derselben Gefahr. Das war ein warnendes Beispiel für die Fürsten der Christenheit, dass sie ihre Festungen und Burgen gegen einen solchen Feind, wenn sie ihren Besitz retten wollen, niemals für genug gesichert halten dürfen. Die Türken sind nämlich grossen Flüssen nicht unähnlich, die bei Hochwasser den Damm durchbrechen, sich weit und breit ergiessen und eine grosse Verwüstung anrichten; so verbreiten sich die Türken noch verderblicher, wenn sie einmal das ihnen entgegengesetzte Bollwerk durchbrochen haben, mit unglaublicher Vernichtungswut nach allen Seiten. Doch wir wollen nach Belgrad zurückkehren, um von da aus geradeswegs nach

*) Bei Mohacs 1526.

Constantinopel zu reisen*.) Als wir uns in der Stadt die nötigen Bedürfnisse für die Landreise verschafft hatten, liessen wir die Donau und die alte Burg Semendria**) (Smederevo) der serbischen Krale (Fürsten) zur linken und schlugen unsere Fahrt in der Richtung nach Nisch ein. Die Türken zeigten uns, wenn auch in weiter Ferne, von einigen Anhöhen aus, die weissglänzenden Berge Siebenbürgens†) und mit Fingern wiesen sie auf die noch übrigstehenden Pfeiler der Brücke Trajans hin.††)

Als wir einen Fluss, der von den Einwohnern Morava genannt wurde, überschritten hatten, kehrten wir in einem serbischen Dorfe Jagodina§) ein, wo wir einem Leichenbegängnis beiwohnten, dessen Gebräuche sich von den unsrigen bedeutend unterschieden. Die Leiche war in der Kirche mit entblösstem Antlitz aufgebahrt, daneben waren Speisen hingesezt, Brot, Fleisch und ein Krug Wein; zur Seite standen

*) Für die ganze Reise ist am besten zu vergl. von Meyers Reisebüchern, Türkei, Rumänien, Serbien, Bulgarien (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1902) mit ausgezeichneten Karten und Plänen.

**) Serbische Stadt mit 7000 Einwohnern und alter Festung, 1717 von Prinz Eugen erobert, mit malerischen Mauern und Türmen.

†) Die transsilvanischen Alpen.

††) Es ist möglich, dass damit aus der Ferne die Pfeiler der Trajansbrücke bei Turn-Severin gemeint sind. In Turn-Severin führte die vom Kaiser Trajan 104—106 n. Chr. (nach anderen unter Konstantin d. Gr. von dessen Feldherrn und späterem Mitkaiser Severus) erbaute sogenannte Trajansbrücke über die hier 1000 m breite und 6 m tiefe Donau, mit 20 Pfeilern, von denen die beiden Landpfeiler noch sichtbar sind: 11 Pfeiler stehen noch im Strom, sind aber nur bei niedrigem Wasserstand bemerkbar. Möglich ist aber auch, dass Busbeck die Reste der in den Felsen gehauenen Trajansstrasse am Eisernen Tore im Engpass von Kasan gemeint hat, weil er sich südlich der Morawa zuwandte und die Donau im Nordosten liess.

§) Jetzt Eisenbahnstation auf der Linie Belgrad-Nisch, Kreisstadt an der Belitza mit 4700 Einwohnern.

die Gattin und Tochter in ihren besten Kleidern. Die Haube der Tochter bestand aus Pfauenfedern; die letzte Gabe, womit die Frau ihren als tot beklagten Gatten beschenkte, war ein Hütlein aus Purpur, wie es die heiratsfähigen Jungfrauen dort zu tragen pflegen. Hierauf vernahmen wir auch die Totenklage, den Gesang und ihre jammervollen Worte, mit denen sie den Toten fragten, wodurch sie dies um ihn verdient hätten, was ihm an Wohlstand, Gehorsam oder Trost gefehlt hätte, dass er sie so elend und allein zurücklasse und anderes derart. Priester griechischen Glaubens fungierten bei der Beerdigung; auf dem Friedhofe waren an Pfählen Bilder von Hirschen, Rehen und ähnlichem Wild aus Holz geschnitzt angebracht; als wir nach dem Grunde fragten, sagte man uns, die Gatten oder Väter hätten durch solche Sinnbilder die Schnelligkeit und Emsigkeit ihrer Gattinnen oder Töchter in den Hausarbeiten bezeugen und andeuten wollen. Ebenso waren an mehreren Grabmälern Haare aufgehängt; diese hatten Weiber oder Mädchen bei der Beerdigung ihrer Verwandten als Zeichen ihrer Trauer niedergelegt. Auch hörten wir in dieser Gegend von einer Sitte, derzufolge die jungen Freier ihre Bräute raubten, wenn die Ehe zwischen den Eltern von Bräutigam und Braut ausgemacht war. Denn es schien ihnen nicht anständig, dass die Jungfrau freiwillig sich zur Ehe einfinde. Nicht weit von Jagodina treffen wir auf ein Flüsschen, welches die Einwohner Nischava nannten; wir hatten es fast die ganze Zeit als Begleiter zur Rechten, bis wir nach Nisch gelangten, und bald darauf sahen wir an seinem Ufer, wo auch die Spuren der alten Römerstrasse übrig waren, eine römische marmorne Meilensäule aufrecht stehen, mit einer lateinischen Inschrift, deren verstümmelte Buchstaben aber nicht mehr leserlich waren. Nisch ist keine unbedeutende und unbelebte Stadt für jene Gegend.*) Es ist jetzt die Zeit, dass ich auch etwas über unsere Absteigquartiere, die wir antrafen, vernehmen lasse. Denn ich vermute, dass du vielleicht schon lange davon wissen willst.

*) *Jetzt eine serbische Stadt von 24 000 Einwohnern von grosser strategischer Wichtigkeit, da es die Strassen nach Bulgarien und Makedonien beherrscht.*

Hier stieg ich in einem öffentlichen Han oder Herberge ab, was die Türken Karawanseraï nennen; diese Art von Unterkunft ist in der Gegend höchst gebräuchlich. Es ist meist ein ausgedehntes Gebäude, mehr lang als breit; in seiner Mitte liegt ein Hof zur Unterbringung des Gepäcks und der Kamele, Maulesel und Wagen. Diesen Hof umgiebt meistens eine Mauer ungefähr drei Fuss hoch, sie stösst an die Wand, durch die das Gebäude umschlossen wird. Die Oberfläche dieser Mauer ist eben und ungefähr vier Fuss breit. Hier sind die Schlafstätten und Speiseräume der Türken, hier besorgen sie ihre Küche; denn in der Wand, von der, wie gesagt, das ganze Bauwerk umschlossen wird, sind Herde eingemauert, durch nichts von den Kamelen, Pferden und dem übrigen Zugvieh getrennt als durch diese Mauer; ja sie haben sogar am Fusse der Mauer ihre Pferde so angebunden, dass die Tiere mit Kopf und Nacken über dieselbe emporragen, in der Nähe ihrer Herren am Feuer und beim Mahle wie Diener stehen und von Zeit zu Zeit ein Stück Brod, Apfel und dergleichen aus ihrer Hand empfangen. An derselben Mauer breiten sie sich als Bett einen Teppich, den sie zu diesem Zwecke am Sattel angeschnallt mit sich führen. Darauf werfen sie einen Mantel, als Kopfkissen dient ihnen der Sattel; mit dem langen, pelzgefütterten Oberkleid decken sie sich bei Nacht zu. So geniessen sie den Schlaf, den sie durch keinerlei Schlafmittel zu rufen brauchen. Dabei gibt es für sie keine Heimlichkeit; alles geschieht öffentlich und nichts Menschliches entziehen sie dem allgemeinen Anblick, was nicht die Dunkelheit selbst verhüllt. Vor diesen Han oder Herbergen graute mir am meisten, weil die Augen aller Türken stets auf uns gerichtet waren und sie unsere Lebensweise mit offenen Augen anstarrten. Daher bemühte ich mich des öfteren, dass ich lieber im Hause eines armseligen Christen untergebracht wurde, wenn auch oft seine Hütte so eng und beschränkt war, dass der Raum für das Aufschlagen des Bettes fehlte. So suchte ich bald meine Ruhe unter meinem Zelt, bald in einem Wagen. Manchmal kehrte ich auch in türkischen wirklichen Gasthäusern ein, die in der Tat höchst komfortabel eingerichtet und mit Geschmack ausgestattet sind, indem jedermann sein eigenes Schlafzimmer

bekommt, und zwar wird von ihnen weder Christ noch Jude, weder reich noch arm ausgeschlossen, sondern in gleicher Weise stehen sie allen offen. Auch die Paschas und Sandschakbeys kehren auf der Reise dort ein. In solchen Räumen kam es mir oft vor, als wäre ich wie ein König untergebracht und aufgehoben. Hier herrscht die Sitte, dass man dem Einkehrenden die Nahrung darreicht. Sobald nämlich die Zeit des Mahles gekommen war, stand ein Diener mit einem ungeheuer grossen hölzernen Brett, das so gross wie ein Tisch war, bereit. In der Mitte stand eine Schüssel mit dick eingekochtem Gerstenschleim und einem Stück Fleisch, rings um die Suppenschüssel lagen einige Brode und manchmal etwas Honig. Anfangs scheute ich mich zu kosten, erklärte, dass mir meine Mahlzeit schon bereitet werde und bat, man möchte es den Armen geben. Aber der Diener drang in mich, das bescheidene Mahl nicht zu verschmähen. Dies werde auch den Paschas gewöhnlich gereicht, so bringe es die Gewohnheit des Landes mit sich; für die Armen sei noch genug übrig. Wenn ich selbst nichts essen wollte, sollte ich doch meinen Dienern überlassen. So musste ich denn, wollte ich nicht unhöflich erscheinen, annehmen. Ich kostete dann manchmal davon unter Ausdrücken meiner Dankbarkeit und es schmeckte mir auch ganz gut; denn diese Art von Brei ist, ausserdem dass sie als sehr heilsam schon von Galen*) empfohlen wird, von ganz lieblichem Geschmack.

Jeder Reisende hat das Recht, die Bewirtung und Gastfreundschaft drei ganze Tage zu geniessen; dann aber muss er das gastliche Dach mit einem anderen vertauschen. In diesen Fremdenherbergen kehrte ich, wie gesagt, gern ein, aber sie begeben einem nicht überall. Bisweilen nahm ich, wenn kein Haus zur Verfügung stand, mit einer Stallung vorlieb. Es wurde irgend ein geräumiger Stall ausgesucht, in dessen einem Teil Herd und Rauchfang waren, während der andere Teil für das Gross- und Kleinvieh bestimmt war.

*) *Galenos, der fruchtbarste und gebildetste der medizinischen Schriftsteller des Altertums, 131 nach Christus in Pergamon geboren und ungefähr 201 in Rom gestorben. Seine Therapeutik war vor allem im Mittelalter als Mikrotechnum viel verbreitet.*

So sind nämlich die meisten Ställe eingerichtet, dass Viehherden und ihre Wächter unter demselben Dache hausen. Die Abteilung, wo der Herd stand, schied ich durch die Wände meines Zeltes von den übrigen ab. Dort wurde dann der Tisch ans Feuer gerückt, und ich lebte mit meinem Bettchen wie Gott in Frankreich. Die Dienerschaft machte sich im anderen Teile des Stalles, auf reichlichem und reinlichem Stroh ein Lager zurecht. Einige übermannte schon der Schlaf am Feuer, das sie sich im Freien, im Garten oder auf einer Wiese zum Kochen angezündet hatten. Dann kämpften sie mit Hilfe des Feuers gegen die nächtliche Kälte und mit nicht geringerer Sorgfalt wachten sie darüber, dass es ihnen nicht ausging, als einst zu Rom die Vestalischen Jungfrauen.

Vielleicht möchtest Du fragen, was unsere Dienerschaft für einen Trost gehabt, um diese unbequemen Quartiere zu ertragen? Du wirst vermuten, dass an Wein, der einen wohl über schlechte Nächte hinwegtrösten kann, für uns mitten in der Türkei nicht zu viel vorhanden gewesen sein wird und da hast du nicht unrecht; denn man findet ihn weder insgemein an allen Orten noch am allerwenigsten da, wo keine Christen wohnen. Oft geschieht es nämlich, dass die Christen vor dem Übermut und Stolz der Türken sich von der Hauptstrasse in unwegsame Gegenden zurückziehen, die zwar weniger fruchtbar, aber um so sicherer sind; damit müssen sie freilich den Besitz besserer Gründe den Mächtigeren überlassen. Sobald nun unsere türkischen Begleiter sahen, dass wir uns Orten näherten, die des Weines entbehrten, machten sie mich aufmerksam darauf; deshalb sandte ich einen Tag vorher meinen Einkäufer mit einem Türken voraus, um aus den nächsten christlichen Dörfern Wein zu holen. So fehlte es meiner Dienerschaft nicht an Linderung ihrer Leiden; an Stelle der weichen Kissen und Polster und was sonst den süßen Schlaf herbeiführt, trat der Wein. Mich selbst liessen meine Flaschen besserer Marke, die ich im Reisewagen mitgenommen hatte, keinen Durst leiden. So war ich hinsichtlich des Weines für mich und die Meinigen leidlich versorgt. Eine viel grössere Plage als der Weinmangel war die häufige Unterbrechung des Schlafes. Denn wenn wir einmal sehr früh aufstehen mussten, womöglich vor Tagesanbruch, um

bessere Quartiere rechtzeitig zu erreichen, geschah es häufig, dass unsere türkischen Führer, durch den das Fröhrot vortäuschenden Mondschein verleitet, schon bald nach Mitternacht mit grossem Lärm uns weckten. Denn die Türken unterscheiden weder die Zeit nach Stunden noch die Wegmasse nach Meilensteinen. Sie haben eine Klasse von Tempeldienern, die sie Talismane nennen; diese bedienen sich der Wasseruhren. Sobald sie aus diesen erkennen, dass die Morgenröte naht, erheben sie von einem hohen, zu diesem Zweck erbauten Turm ihren Ruf, durch den sie die Gläubigen zum Gebete ermahnen und herbeirufen. Dasselbe tun sie in der Zeit zwischen Sonnenaufgang und Mittag, zuletzt bei Sonnenuntergang, mit hellem Rufe und zwar nicht unangenehmem Wohlklange der Stimme, deren Schall weiter, als man vermuten sollte, gehört wird. So teilen die Türken den ganzen Tag in vier grössere oder kleinere Teile je nach der Jahreszeit. Für die Nacht fehlt jede Zeiteinteilung. Getäuscht also, wie ich schon erwähnt, durch den Glanz des Mondes, begannen unsere Führer, obwohl noch lange bis Sonnenaufgang war, zu packen. Wir standen eilig auf, um nicht lässig zu erscheinen und uns keinem Vorwurf auszusetzen, falls etwas Widriges sich daraus ergäbe. Das Gepäck wurde verschnürt, Betten, Zelte auf den Wagen geladen, die Pferde angespannt; gestiefelt und gespornt erwarteten wir nur noch das Zeichen zum Aufbruch; aber unsere guten Türken hatten mittlerweile ihren Irrtum bemerkt und waren wieder in ihre Schlafstätten gekrochen. Wir warteten und warteten, aber sie kamen nicht. Da schickte ich nach ihnen, dass wir bereit seien und fragte, warum sie säumten. Meine Leute brachten die Kunde zurück, dass jene sich wieder auf ihre Teppiche gelegt hätten; vom Mondlicht irreführt, hätten sie die Zeit des Aufbruchs falsch gewählt; es sei noch lange zur Abreise, und sie rieten uns, dass auch wir wieder den Schlaf aufsuchten. So musste ich denn wieder alles auspacken, was schon geordnet war, wenn ich nicht einen beträchtlichen Teil der Nacht in grosser Kälte und Beschwerde zubringen wollte. Um diesem Übel zu begegnen, verbot ich den Türken, mir künftig lästig zu fallen; ich würde selbst Sorge tragen, dass wir rechtzeitig aufwachten; nur möchten sie mir tagsvorher die Zeit der Abreise angeben.

Ich hätte Uhren bei mir, die mich nicht täuschten; diese würde ich aufziehen, sie sollten auf meine Gefahr hin schlafen und kein Bedenken tragen die Sorge des Weckens mir zu überlassen. Damit beruhigten sie sich zwar für den Augenblick, konnten aber doch ihre Unruhe nicht ablegen, sondern waren früh morgens schon zur Stelle, weckten meinen Kammerdiener und baten ihn, zu mir zu gehen, um nachzusehen, welche Zeit die Zeiger meiner Uhren wiesen. Als er ihnen willfahrte und ihnen, so gut er konnte, bedeutete, wie viel oder wie wenig Zeit noch bis Sonnenaufgang wäre und sie ihm wiederholt vertrauen konnten, ohne getäuscht zu werden, da fügten sie sich allmählich unserer Zeitbestimmung und bewunderten die Treue unserer Uhren. Uns aber war es endlich vergönnt, den Schlaf ganz und ungestört von Lärm zu geniessen. So kamen wir von Nisch nach Sofia*) bei einem für die Jahreszeit erträglichen Wege und Wetter.

Es ist eine ziemlich grosse, von Einheimischen und Fremden bevölkerte Stadt, gehörte einst den Bulgarenkönigen, später, wenn ich nicht irre, den Kralen der Serben, solange jenes Geschlecht bestand, bis es unter den Waffen der Türken zu Boden sank. Hierauf machten wir mehrere Tage unserer Reise durch anmutige und fruchtbare Täler Bulgariens. Dabei assen wir wiederholt die auf heisser Asche gebratenen Brodfladen, welche Fugatschen heissen und von Frauen und Mädchen verkauft werden; denn bei ihnen gibt es keine Bäcker. Sobald Fremde bei ihnen angekommen sind, von denen sie Gewinn erhoffen, mischen sie Mehl mit Wasser ohne Sauerteig und legen es auf heisse Asche, und noch heiss vom Herde bringen sie die Fladen um billigen Preis zum Verkaufe, wie auch alle übrigen Lebensmittel billig sind. Ein Hammel

*) *Sofia, früher Sredets genannt, weitausgedehnte Hauptstadt des Fürstentums Bulgarien, an den Flüsschen Eleschnitza und Perlowa, prächtig gelegen, in einer weiten, vom Isker durchströmten Ebene, (550 m über dem Meere), die im Süden von der 2291 m hohen Witoscha, im Norden vom Etropol-Balkan begrenzt wird, hat jetzt 67 000 Einwohner, darunter 6000 Juden, 1000 Zigeuner und nur mehr 500 Türken.*

kostet beispielsweise 35 Aspern*), ein Huhn oder eine Henne 1 Asper, von denen 50 eine Krone geben.

Nicht übergehen darf ich die Kleidung der Frauen des Landes. Sie sind fast nur mit Hemden oder Unterkleidern und zwar von Leinen bekleidet, das aber keinen feineren Faden zeigt als bei uns für Sackleinwand verwendet wird; dabei zeigen sie in fein ausgeführter Stickerei eine Buntfarbigkeit, die in ihrer grellen Roheit fast lächerlich wirkt, und doch gefallen sie sich darin über alle Massen. Als sie daher unsere Hemden betrachteten, obwohl diese von feinsten Leinwand waren, wunderten sie sich doch über deren einfaches Aussehen, weil wir sie ganz glatt, ohne Farben und ohne Stickerei trugen. Aber nichts war so auffallend bei ihnen, als ihr aufgetürmter Kopfputz und ihre Hüte, wenn man sie so nennen darf, von ganz ungewöhnlicher Gestalt. Sie sind aus Stroh, mit Leinwand überzogen, ganz verschieden von denen, welche bei uns die Bauernweiber tragen. Denn hier bei uns fallen sie auf die Schultern herab und gehen nach unten breit auseinander, um dann in eine spitzpyramidale Form zu enden. Dagegen ist bei den Bulgarinnen das untere Ende der Hüte so eng als möglich; über dem Haupte erheben sie sich wie in einer Spirale fast nur 9 Zoll breit; dagegen sind sie am oberen Ende sehr geräumig und trichterförmig offen, sodass der Hut so gut zum Auffangen des Sonnenlichts wie des Regens dienlich erscheint, wie der unserige zu ihrer Abwehr. Den Raum zwischen dem oberen und unteren Teile schmücken Münzen, Bildchen, farbige Glasperlen und anderer wertloser Tand. Diese Hüte heben sowohl die Schlankheit wie die Würde der Erscheinung, obwohl oder weil sie bei einer leichten Körperbewegung herabzufallen geneigt sind. So gehen die Frauen damit einher, so stolz, als ob sie eine Klytämestra oder Hekuba zur Glanzzeit Trojas auf der Bühne spielen wollten.

*) 1 Asper, neugr. ἀσπρον, türk. Aktsche, vormaliger Weisspfennig in den Ländern der osmanischen Pforte, mit dem Tugra, d. h. dem Namenszug des Sultans auf einer früher hohlen Seite = $\frac{1}{120}$ Piaster = 0,15 Pfennig; doch war der Geldwert desselben zu Busbecks Zeiten natürlich viel höher.

Hier fällt mir auf, eine wie geringe und vergängliche Sache es um das ist, was beim Volke als Adel gerühmt wird*). Denn als ich von einigen Mädchen, die eine edlere Gestalt aufwiesen, wissen wollte, woher sie stammten, erfuhr ich, dass sie von dem höchsten Adel ihres Volkes, ja einzelne sogar von königlichem Geschlechte entsprossen, jetzt aber mit einem Ochsenknecht oder Schafhirten verheiratet seien. So wenig ist im Türkenreiche der Adel geachtet. Ich lernte auch später an anderen Orten die Nachkommen der Cantakuzene**) und Paläologen**) aus kaiserlichem Geschlechte kennen, die ein verächtlicheres Leben unter den Türken führten als einst Dionysius zu Korinth. Denn die Türken schätzen niemand, auch nicht von den ihrigen, anders, als nach seinem persönlichen Verdienste, mit einziger Ausnahme des Hauses Osman, dem allein die Geburt diese Auszeichnung verleiht.

Das Volk der Bulgaren soll von dem skythischen Flusse Wolga, als mehrere Stämme freiwillig oder gezwungen ihre Wohnsitze änderten, hier eingewandert sein und seinen Namen Bulgaren, das heisst so viel wie Wolgaren, von dem genannten Flusse erhalten haben.†) Sie siedelten sich am Hämusgebirge

*) Ähnliche demokratische Gedanken bringt der kaiserliche Gesandte noch öfter; vergl. mein Gymnasial-Programm: Eine Reise nach Amasia. Ludwigshafen a. Rh. 1899, p. 39.

**) Das trifft nicht genau zu. Die Kantakuzenoi und Paläologoi, welche im 13., 14. und 15. Jahrhundert den byzantinischen Thron besaßen, gehörten auch unter der Herrschaft der Osmanen zu den vornehmsten Fanariotenfamilien, die als Statthalter in der Moldau und Walachei residierten und auch in Russland und Italien zu Ansehen gelangten. Das schliesst nicht aus, dass das eine oder andere Glied der weitverzweigten Familien in Not und Elend verkam.

†) Um 550 nach Christus drangen die Bulgaren, ein Volk finnisch-uralischen Stammes, über die Donau in das alte Mösien ein, unterwarfen die slavischen Völker an der unteren Donau und gründeten das bulgarische Reich, das mit dem oströmischen Kaiserreich beständig in Krieg lag. Die Bulgaren verschmolzen mit der slavischen Bevölkerung, nahmen im 9. Jahrhundert deren Sprache sowie das Christentum an und wurden 1018 von den Byzantinern

zwischen Sofia und Philippopol in einer von Natur stark geschützten Gegend an. Nachdem sie lange die Macht der griechischen Kaiser verachtet, nahmen sie den Grafen Balduin*) den Aelteren von Flandern, der sich Constantinopels bemächtigt hatte, in einem Treffen unversehens gefangen und töteten ihn. Den Ansturm der Türken aber konnten sie nicht aushalten; von ihnen gänzlich besiegt, übernahmen sie das Joch der schmachlichsten Sklaverei. Als Sprache sprechen sie Illyrisch wie die Serben und Raizen,**)

unterworfen. Die Nachkommen der alten Bulgarenzaren, Peter und Arsen, reizten das schwergedrückte Volk 1186 zum Aufstande und gründeten darauf das bulgarische Reich der Arseniden, das 1285—99 von den Tataren abhängig war, 1375 von den Türken erobert und 1393 türkische Provinz wurde.

*) Balduin I., Sohn Balduins VIII., Grafen von Flandern, geb. 1171, seit 1195 Graf von Flandern und Hennegau, wurde nach der Eroberung von Constantinopel durch die Kreuzfahrer 1204 zum Oberhaupte des lateinischen Kaisertums gewählt, 1205 von dem Bulgarenkönig Johannes bei Adrianopel geschlagen und starb in der Gefangenschaft.

***) Die Slaven der Balkanhalbinsel zerfallen in Serben, d. h. Bewohner von Serbien, Bosnien, der Herzegowina und von Montenegro und in Bulgaren, die in Bulgarien, Ostrumelien und, mit Serben, Griechen und Türken untermischt, in Makedonien und Thrazien wohnen. Serben und Kroaten liessen sich schon im 7. Jahrhundert n. Chr. in **Illyrien** nieder und breiteten sich bald bis Durazzo aus. Im 13. und 14. Jahrhundert gründeten sie ein grosses Reich, dessen Glanzperiode in die Regierung Stephan Duschans des Mächtigen (1336—56) fällt. Dem serbischen Königreiche wurde auf dem Amselfelde 1389 durch die Türken ein Ende bereitet. — Jetzt zerfallen die Serben in die eigentlichen Serben im Königreich Serbien und in Ungarn; in **Raizen**, d. h. die im alten Königreich Rascia (Altserbien), also um Novibazar, Prishtina, Prizren lebenden Serben; in Bosniaken, d. h. die in Bosnien lebenden Serben; in Kroaten, die im nordöstlichen Winkel Bosniens leben; in Herzegowiner und Montenegriner, wie auch Dalmatiner. Die Gesamtzahl der Serben auf der Balkanhalbinsel beträgt etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen. Ungefähr 3 Millionen Serben und Kroaten sind

Ehe man in die Ebene hinabsteigt, welche gegen Philippopel sich ausdehnt, muss man durch ein rauhes Waldgebirgsjoch ziehen, welches die Türken Kapuderbent, das heisst die enge Pforte*), nennen. In dieser erwähnten Ebene trafen wir gar bald auf den Hebrus**), der nicht weit von hier im Rhodopegebirge entspringt, dessen schneebedeckte Scheitel wir, ehe wir den genannten Engpass überstiegen, erblickten und das die Anwohner, wenn ich nicht irre, Rulla (Rila) nennen. Daraus kommt, wie auch Plinius bezeugt, der Hebrus hervor, ein

in Ungarn und Österreich angesiedelt. Die Serben zeigen den slavischen Typus sowohl in körperlicher als geistiger Hinsicht reiner als die Bulgaren. Der Religion nach sind Bulgaren wie Serben griechisch-orthodox; in Bosnien und Altserbien sind die Serben nach der türkischen Eroberung teilweise zum Islam übergetreten, wie die bulgarischen Pomaken, die um Lovtscha und Plewna, besonders aber im Rhodopegebirge wohnen. Das durch den Berliner Vertrag 1878 neugebildete Fürstentum Bulgarien umfasst mit Ostrumelien 3 733 000 Einwohner, darunter 2 505 000 Bulgaren, 500 000 Türken, 62 000 Rumänen, 60 000 Griechen, 52 000 Zigeuner, 27 000 Juden, 16 000 Tataren und 18 000 verschiedene Nationalitäten, Armenier, Deutsche und Russen. (Vergl. Meyers Türkei a. a. O. und meine Geschichte der europäischen Türkei in Helmolt's Weltgeschichte, Band V).

**) Von hier, bei der Station Ichtiman, überschreitet die alte Gebirgsstrasse noch einen waldigen Engpass, den von Mutivir oder Kapudschick (842 m), das Trajanstor genannt, weil der Kaiser Trajan im ersten Kriege gegen die Dazier 101 n. Chr. auf diesem Wege an die Donau vordrang. Auf der Passhöhe sieht man heute noch Mauerreste, die wohl von römischen Befestigungen herrühren. Das Ichtimanagergebirge verbindet das Balkan- mit dem Rila- und dem Rhodopegebirge, das im Muss-Alla mit 2930 m die höchste Erhebung der Balkanhalbinsel erreicht.*

****) Jetzt Maritza, entspringt oberhalb Banja am Tschadir Tepe, einem Teil des antiken Rhodopegebirges; er fliesst anfangs nördlich, dann östlich, dann südlich und mündet nördlich von Enos ins Ägäische Meer. Seine Länge beträgt 437 km. Schiffbar ist er für kleine Bote von Adrianopel an.*

Umstand, der auch in dem bekannten Gedichte des Ovid*) erwähnt wird:

«Da wo sich schneebedeckt die Rhodope zum schattigen
Hämus eröffnet

Und der heilige Strom Hebrus nach Wasser begehrt».

Dadurch scheint der Dichter die Seichtheit und den Wassermangel des Flusses angedeutet zu haben. Denn obwohl der Fluss sonst gross und berühmt ist, kann er doch meist durchfuhrtet werden. Ich erinnere mich, dass wir auf unserer Rückreise ganz nahe bei Philippopel den Hebrus durchfuhrteten, um nach einer Insel hinüberzukommen, wo wir in Zelten übernachteten; doch da in der Nacht das Wasser gewachsen war, konnten wir am nächsten Tag nur unter grosser Beschwerde wieder über den Fluss auf den Weg kommen. Philippopel**) liegt auf einem von drei Hügeln, die von den übrigen Bergen abgesondert und wie weggerissen erscheinen, sodass ihnen die Stadt wie zur Auszeichnung als eine Krone aufgesetzt ist. Wir wohnten in Philippopel bei einem griechischen Priester von alterprobter Redlichkeit, der den jammervollen Zustand und die Knechtschaft seines Volkes lebhaft beklagte. Als wir schieden, sahen wir auf sumpfigen und wässerigen Plätzen den Reis wie Weizen wachsen; die ganze Ebene ist mit Erdhügeln wie übersät, von denen die Türken fabeln, dass sie kunstvoll aufgeworfen seien als Denkmäler der Schlachten, die nach ihrer Ansicht häufig hier stattgefunden haben und der Menschen, die hier die Kriegsfurie in den Gräbern verschlang. So wanderten

*) Ovid, *heroides* 2, 114.

**) Philippopel (161 m ü. d. M.), türkisch *Filibé*, bulgarisch *Plovdiv*, an der *Maritza*, mit 42 000 Einwohnern, das alte *Eumolpias*, das nach Philipp II. von Makedonien genannt wurde. Nachdem Adrianopel von den Türken erobert war, nahm Lalachahin, der Feldherr Murads I., auch Philippopel 1363 ein und schlug hier als erster Beglerbey von Rumelien seinen Sitz auf. Heute ist es der Herd der makedonisch-bulgarischen Bewegung; vgl. über diese brennende Frage jetzt Hugo Grothe, *Auf türkischer Erde*, p. 303 ff. Durch Makedonien und Albanien. Berlin, Pötel 1903.

wir am Ufer des Hebrus zur Rechten und den Hæmus, der zum Pontus streicht, zur Linken lassend, bis wir über die herrliche Brücke des Mustapha über den Hebrus nach Adrianopel*) gelangten, das bei den Türken Edrene heisst. Diese Stadt*) hiess, ehe sie von Kaiser Hadrian den Namen und das Wachstum erhielt, Uscada und Oresta; sie liegt am Zusammenfluss des Hebrus oder Maritza und der Flüsschen Timsa und Harda, die zusammen dann ins Ägäische Meer fließen. Die Ausdehnung auch dieser Stadt ist, soweit sie von den alten Mauern eingefasst wird, bedeutend; doch ist sie durch die Vorstädte und die Gebäude, welche die Türken hinzugefügt haben, gewachsen. Wir blieben nur einen Tag in Adrianopel und setzten unseren Marsch gegen das schon nahe Constantinopel fort, um gleichsam den letzten Akt unserer Reise zu vollenden. Als wir diese Gegenden passierten, wurden uns überall eine ungeheuere Menge von Blumen, Narzissen, Hyazinthen und was die Türken Tulpen nennen, angeboten, zu unserer grossen Verwunderung, weil es mitten im Winter war, für Blumen die unfreundlichste Jahreszeit. An Narzissen und Hyazinthen trägt Griechenland Überfluss; ihr überaus starker Geruch kann, in Fülle erzeugt, Menschen, die nicht daran gewöhnt sind, Kopfschmerzen bereiten. Die Tulpen**) haben keinen oder nur geringen Duft, sie empfehlen sich den Menschen durch ihre schöne, bunte Farbenpracht.

*) *Adrianopel (41 m ü. d. M.) türkisch Edirné, alte Hauptstadt der europäischen Türkei, jetzt nur die des Wilajets Adrianopel, am Zusammenfluss mit Arda und Tundscha, mit 81 000 Einwohnern. Adrianopels ältester Name ist Uskudama; es war die Hauptstadt der thrakischen Bessier.*

**) *Busbeck hat das Verdienst die Tulpe und Syringe im christlichen Europa eingebürgert zu haben, wie er auch bekanntlich die „Königin der Inschriften“, das Monumentum Ancyranum Augusti von Angora zum ersten male der Welt in Abschrift geboten hat. Viele Handschriften griechischer, römischer und arabischer Schriftsteller sind durch ihn in die kaiserlichen Bibliotheken von Wien und Prag gekommen; der Münzenschatz hat durch seine Funde grosse Bereicherung erfahren. Vergl. damit die eigenen Worte Busbecks im vierten Sendschreiben: „Von alten Münzen*

Die Türken sind grosse Blumenfreunde und sie tragen, obwohl sonst nicht verschwenderisch, kein Bedenken, auf eine ausnehmende Blumenzucht grosse Ausgaben zu verwenden. Mir selbst kamen diese Blumen und die Geschenke damit nicht billig zu stehen; ich musste immer einige Aspern bereit halten, mit denen ich mich dafür bedankte. Es bleibt überhaupt für den der mit den Türken zu verkehren hat, kein anderes Mittel übrig, als, sobald er einmal ihr Gebiet betreten hat, den Beutel offen zu halten und nicht vorher zu schliessen, als bis er sie wieder verlassen hat. Unterdessen darf er beständig Münzen säen und froh sein, wenn die Saat nicht ganz unfruchtbar bleibt. Und doch gibt es nur dieses eine Mittel, wenn es auch sonst keinen Nutzen bringt, die sonst so wilden und allen Völkern abgeneigten Türken zu besänftigen. Mit diesem Zaubermittel werden sie wie durch einen Gesang eingeschläfert, während sonst mit ihnen gar nicht umzugehen wäre und ohne dieses Mittel könnten Ausländer in ihr Land so wenig eindringen, wie etwa zu jenen unwirtlichen Himmelsstrichen, die uns wegen zu grosser Kälte oder Hitze verschlossen sind.

habe ich einen ganzen Haufen mitgebracht, davon ich die vornehmsten Stücke meinem allergnädigsten Herrn verehren will. Überdies habe ich ganze Wagen und Schiffe voll griechisch geschriebener Bücher beladen, deren an die 240 Stück sind, zur See nach Venedig geschickt, um sie von da nach Wien bringen zu lassen; denn ich habe sie für die Kaiserliche Bibliothek bestimmt. Ich habe alle Winkel ausgekrochen, dass ich alle Handschriften, deren ich noch habhaft werden könnte, gleichsam durch die letzte Ährenlese zusammenbringen möchte“. Am berühmtesten ist der mit Bildern versehene Codex der Fuliana Anicia des Arztes und Botanikers Dioscorides περι ὕλης ἰατρικῆς (materia medica) geworden, den Busbeck zu Constantinopel für Kaiser Maximilian II. und die Wiener Bibliothek erwarb. Die Autorität dieses Buches hatte im ganzen Mittelalter, bei den Arabern und im Abendland, die Wissenschaft im Bann gehalten, so dass es eines neuen Aufschwunges der Botanik im 16. Jahrhundert bedurfte, um über die 600 Pflanzen des Dioscorides, eines Zeitgenossen des Plinius, hinüberzukommen.

Mitten auf dem Wege zwischen Constantinopel und Hadrianopel liegt ein Städtchen namens Chiurli*), berühmt durch den Kampf Selims**) gegen seinen Vater Bajasith. Aus diesem Treffen rettete sich Selim nur mit Hilfe seines Pferdes Karabuluk d. h. schwarze Wolke, auf dem er sich zu seinem Schwiegervater, dem Chan der Krimtataren, flüchtete. Bevor wir nach Selimbria†), einem Städtchen, das schon am Meere liegt, gelangten, sahen wir deutliche Spuren eines alten Walles und Grabens††), die von jenem Meer bis zur Donau von den späteren griechischen Kaisern zu dem Zwecke gezogen waren, damit die Gebiete und Besitzungen der Constantinopler innerhalb dieser Befestigung vor den Einfällen der Barbaren sicher wären. In dieser Zeit, erzählt man, habe ein Greis darauf hingewiesen, dass das, was innerhalb der Mauer sich befinde, ebensowenig vor den Barbaren sicher sei, als das ausserhalb, weil diese grösseren Mut zum Angriff als die Griechen zur Verteidigung hätten. In Selimbria (Silivri) fesselte uns der liebliche Anblick des ruhigen Meeres und wir freuten uns, am Strande im Spiele der Wellen Muscheln zu sammeln, dem Reigen der Delphine zuzusehen und die Milde des Himmels zu geniessen. Denn es ist kaum zu sagen, welche angenehme Temperatur und welch' mildes und sanftes Klima dort herrschte. Zwar bis Chiurli (Tschorlu) war es etwas rauh gewesen, fast

*) Jetzt Tschorlu (114 m ü. d. M.), alte Stadt mit 8000 Einwohnern, meist Griechen, Sitz eines Kaimakam und eines griechischen Bischofs, mit Getreidehandel, Wein- und Obstbau, am Tschorluderé, der sich hier in die Ergené ergiesst.

**) Über Bajesid II. (1481—1512) und seinen Sohn Selim I. (1512—1520), Favuz (den Strengen), Sohn des vorigen und Vater Solimans I. des Prächtigen, bei dem Busbeck beglaubigt war, vgl. meine Geschichte der europäischen Türkei in Helmholtz Weltgeschichte Band V.

†) Jetzt Silivri.

††) Gemeint sind die Reste der sog. Anastasischen Mauer, die vom Schwarzen bis zum Marmarameer reicht und um 500 n. Chr. unter Kaiser Anastasius gegen feindliche Einfälle erbaut wurde; die Eisenbahn durchschneidet heutzutage die Mauer mehrmals und läuft nahe derselben hin.

thrakische Lüfte wehten noch; aber von da an begann eine unglaubliche Milde des Himmelstriches. Nächst Constantinopel setzten wir über zwei anmutige Meeresbuchten auf einer Brücke*). Wenn diese Orte irgendwelchen Komfort aufwiesen, so weiss ich nicht, ob es etwas Schöneres unter der Sonne gäbe. Aber so scheinen sie förmlich über ihr Los zu trauern, weil sie von ihren barbarischen Herren hochmütig vernachlässigt werden. Wir assen uns hier an überaus wohl-schmeckenden Fischen satt, die vor unseren Augen gefangen waren.

Wenn ich in den sogenannten Imareten oder Gasthäusern einkehrte, bemerkte ich gelegentlich mehrere Papierschnitzel in den Mauerritzen stecken. Indem ich sie etwas neugierig herausnahm, da ich vermutete, dass sie sich nicht ohne Grund darin befänden, fragte ich meine Türken, was es damit für eine Bewandtnis habe. Aber ich erfuhr nur, dass kein Grund für eine derartige Aufbewahrung vorhanden sei. Um so begieriger wurde ich, den wahren Grund zu erfahren; denn früher hatte ich dies schon öfter an anderen Orten bemerkt. Die Türken gaben mir keine Antwort und wollten mir den Grund nicht eröffnen, sei es, dass sie sich scheuten, mir etwas zu erklären, was ich nicht glauben würde, oder sei es, dass sie einem Ungläubigen ein grosses Geheimnis nicht verraten wollten. Erst später erfuhr ich von solchen, mit denen ich vertrauter geworden war, dass die Türken dem Papiere grosse Ehrfurcht erwiesen, weil Gottes Name darauf geschrieben werde.***) Daher lassen sie keine Papierstückchen auf dem Boden liegen, und wenn sie ein solches finden, heben sie es sogleich auf und stecken es in eine Ritze oder einen Spalt, dass es nicht mit Füssen getreten werde. Daran wäre eigentlich nichts auszusetzen, doch höre weiter! Am Tage des jüngsten Gerichtes, wenn Mohamed seine Anhänger aus den Orten, wo sie für ihre Sünden büssen, in den Himmel ruft, damit sie der ewigen Seligkeit teilhaftig werden, wird kein anderer Weg zu ihm

*) *Das war bei den Seen von Baxjuk- und Kütschück-Tschek-medsche in der Nähe des heute so berühmten San Stefano, wo die Brücken Solimans über die Meer- und Seeengen führten.*

**) *Wie heutzutage noch bei den Chinesen.*

offen stehen, als über einen ungeheuren, vom Feuer erhitzten und glühenden eisernen Rost, über den man mit blossen Füßen zu schreiten habe. Was das für ein Schmerz ist, kannst du dir denken. Stelle dir nur einen Hahn vor, den man über glühende Kohlen hüpfen lässt! Nun sieh' aber, welches Wunder! All' das Papier, das von ihnen während ihrer Lebenszeit vor dem Tritt der Füße bewahrt worden ist, wird sich unversehens einstellen, unter ihre Füße breiten und sichere Hilfe bringen, dass sie keinen Schaden von dem glühenden Rost verspüren. So gross wird das Verdienst für das vor Verunehrung geschützte Papier sein. Ich erinnere mich, wie sehr einst unsere Führer auf meine Diener erzürnt waren, weil sie sahen, wie diese das Papier zu den schimpflichsten Verrichtungen gebrauchten und die Türken mir dies wie ein Verbrechen meldeten. Damals antwortete ich ihnen, das dürfte sie an meinen Dienern nicht wundern, da diese ja sogar Schweinefleisch ässen. So eifrig sind die Türken in ihrer Religion, und es gilt bei ihnen als eine schwere Versündigung, wenn sich einer bei ihnen, auch unversehens, auf ihr göttliches Gesetzbuch, den Koran setzt; für einen Christen aber wäre es eine todeswürdige Sünde. Aber auch Rosenblätter lassen sie nicht auf den Boden fallen, weil sie dieselben, wie die Alten aus dem Blute der Venus, so aus dem Schweisse Mohameds entstanden glauben. Doch ich breche ab, sonst erschöpfe ich mich in Kleinigkeiten. Nach Constantinopel kam ich am 20. Januar 1555 und traf dort meine bereits genannten Kollegen Antonius Wrancy und Franz Zay. Der Sultan war zur Zeit mit seinem Heere nach Asien abmarschirt und niemand von Bedeutung in Constantinopel zurückgeblieben, ausser Ibrahim Pascha, der Eunuch und Stadtkommandant, und Rustan, der Grossvezier, der aber seiner Ehren entsetzt war.

Nichtsdestoweniger stattete ich auch letzterem einen amtlichen Besuch ab, eingedenk seiner früheren Würde, zu der er bald zurückzukehren hoffte, begrüßte ihn und ehrte ihn mit Geschenken. Es ist vielleicht nicht unpassend zu erwähnen, aus welchen Gründen Rustan seines Vezierats entsetzt wurde. Soliman hatte von einer Nebenfrau, wenn ich nicht irre, aus der Krim, einen Sohn namens Mustapha. Dieser stand damals in der Blüte der Jugend und des kriegerischen

Ruhmes. Aber Soliman besass noch mehrere andere Kinder von Roxolane, in die er so verliebt war, dass er sie wie seine rechte Frau behandelte und ihr eine Mitgift aussetzte, was bei den Türken so viel wie eine gesetzliche Ehe bedeutet. Und zwar tat er dies gegen die Sitte seiner Vorgänger auf dem Kaiserthron, von denen keiner seit Bajasid dem Älteren mehr eine rechtmässige Frau gehabt hatte. Denn als dieser in der Schlacht (von Angora 1402) besiegt und zugleich mit seiner Gattin in Tamerlans (Timurlenks) Gewalt gefallen war, erlitt er neben vielen empörenden Misshandlungen als die unwürdigste die, dass vor seinen Augen seine Gattin auf das schmachlichste und schimpflichste behandelt wurde. Im Andenken daran enthielten sich die Nachfolger Bajasids auf dem Throne bis auf Soliman wirklicher Ehen mit legitimen Frauen, damit keine mehr von ihnen, sei es wie immer, ein ähnliches Schicksal erleide.*) So empfingen sie nur mehr

*) *Busbeck scheint hier in einem Irrtum befangen oder einer Legende gefolgt zu sein. Der Türke verhehelicht sich schon mit 17 bis 18 Jahren, oder er kauft sich eine Sklavin, die nach dem ersten Kind gewöhnlich in die Rechte einer legitimen Gemahlin tritt, in jedem Falle aber, sobald sie einen Sohn geboren hat, freigelassen werden muss. Für die Zeit Busbecks müssen wir noch mehr als heutzutage mit den Rechten und Folgen des Frauenraubs und der Sklaverei rechnen; sind doch die Türken als „Herrenvolk“ in Kleinasien und Europa erschienen und haben sich ihre Frauen aus den unterworfenen Rajavölkern der Armenier, Griechen, Juden, vor allem aber dem schönen Stamm der Tscherkessen geholt, wenn nicht die Blutmischung sich mit dem semitischen Element der Araber oder gar mit den Negern vollzog. Ich habe deshalb sowohl in meiner Geschichte der europäischen Türkei wie in meiner Ethnographie Kleinasiens (Berlin, Dietr. Reimer 1899) darauf hingewiesen, dass man von einer Reinheit der osmanischen Rasse nicht sprechen könne. Die weissen, für den Harem bestimmten Sklavinnen heissen Odalik, d. i. zum Zimmer gehörig; billiger sind die sog. Halaik, d. i. Geschöpfe, schwarze Sklavinnen, die als Dienstmägde verwendet werden. Die Sklaven werden gut behandelt, gehören zur Familie, und ihre Kinder geniessen häufig ganz dieselbe Erziehung wie die Kinder des Hauses. „Seid gütig*

Kinder von Weibern aus dem Sklavenstande, auf welche nach ihrer Ansicht geringere Schmach fallen konnte als auf vollberechtigte Frauen. Und in der Tat erweisen die Türken den Kindern von Nebenfrauen und Odaliskern dieselbe Ehre wie denen ihrer ebenbürtigen Frauen, und die Kinder haben auch dieselben Erbrechte auf das Gut des Vaters. Als daher Mustapha wegen seiner hervorragenden Begabung und blühenden Jugend durch die Beliebtheit beim Heere und die all-

*gegen eure Sklaven; denn Stolze und Hochmütige liebt Gott nicht“, schreibt der Koran (Sure 5) vor. Gewohnheitsrecht ist es, männliche Sklaven, wenn sie 7 bis 9 Jahre treu gedient haben, freizulassen. Freigelassen müssen auch alle Sklavinnen werden, mit denen ein freier Mann eine Ehe eingeht. Freigelassene Sklaven stiegen und steigen mitunter zu den höchsten Ämtern empor. Glänzende Stellungen haben die Sklaven und Sklavinnen der Hofhaltung des Padischah zu allen Zeiten gehabt. Die Eunuchen, Chadim oder Verschnittenen, die als Aufseher des Harems von jeher eine ebenso grosse Rolle spielten, verdanken ihre Einführung durchaus nicht dem Islam, sondern wurden von den Türken aus der Hofsitte des christlichen Byzantinerreichs herübergenommen. Der Harem des Sultans besteht aus mehreren hundert weissen Sklavinnen, aus denen sich der Grossherr mehrere Frauen (Kadinen) erwählt, von welchen diejenige, die den ersten Sohn gebiert, den Vorrang vor allen übrigen erhält, und als die offizielle Gemahlin des Sultans die höchsten Ehren geniesst. Kommt ihr Sohn auf den Thron, was indessen nur möglich ist, wenn keine erbberechtigten Brüder des Sultans vorhanden sind, weil bekanntlich im osmanischen Reiche das Majorat und nicht die Primogenitur als Erbfolge herrscht, so erhält sie den Titel Sultan Walidé, Sultans-Mutter, und hat gewöhnlich als solche Einfluss auf die Regierung. Nach diesen Gesichtspunkten muss also der Bericht Busbecks über die Tragödie im Hause Solimans und seiner Gemahlin Roxolane, der schönen Russin Churrem, betrachtet und berichtigt werden. Im übrigen ist, obgleich der Koran dem Moslem bis zu vier legitimen Frauen gestattet, die **Monogamie** bei den Türken die gewöhnliche Art der Ehe, und zwar sowohl wegen des lieben Hausfriedens, als wegen der erheblich gesteigerten Haushaltungskosten, die von mehreren Frauen veranlasst würden. (Vergl. Meyers Türkei a. a. O.)*

gemeine Volksstimme als der voraussichtliche Nachfolger nach dem Tode seines alternden Vaters (Soliman) galt, begann die Stiefmutter (Roxolane), um ihren Kindern den Thron zu sichern, ihre Ränke zu spinnen, und zwar suchte sie die Tüchtigkeit und den Vorzug Mustaphas durch ihren ehelichen Einfluss zu beseitigen. Dabei bediente sie sich Rustans als Helfershelfers und Beraters. Denn mit diesem war ihr Schicksal verbunden, da er eine Tochter von ihr und Soliman zur Frau hatte, sodass nichts dem einen Teile zustossen konnte, was nicht auch den anderen traf. Zugleich besass Rustan unter den Paschas bei Soliman den ersten Platz in Gunst und Ansehen, ein Mann von scharfem Geist, das mächtige Werkzeug von Solimans Ruhm. Seiner Herkunft nach war er freilich nur ein Schweinehirte, aber durchaus nicht unwürdig seines hohen Ranges, wenn er nicht durch den Vorwurf der Habsucht befleckt gewesen wäre. Nur in diesem einen Punkte beargwöhnte ihn der misstrauische Sultan, obwohl gerade dieses Laster wieder zum Vorteile seines Herrn umschlug. Denn der Grossherr übertrug ihm die Verwaltung der Finanzen und des kaiserlichen Haushalts, wo bei Soliman immer Ebbe herrschte. In diesem Amte versäumte Rustan nicht die geringste Gelegenheit Geld zu machen, wenn er z. B. sogar aus dem Ertrage der Gemüse, Rosen und Veilchen in den kaiserlichen Gärten Geld zusammenscharrete, oder einen Helm oder Panzer, oder ein Pferd eines Gefangenen verkaufen konnte; die gleiche Sorgfalt wandte er allen anderen Geschäften zu. Dadurch erzielte er bedeutende Überschüsse, häufte Geld auf Geld, füllte den Schatz des Sultans und stellte das finanzielle Gleichgewicht wieder völlig her. Daher erinnere ich mich zu meiner Verwunderung aus dem Munde eines hochgestellten Türken, der mit Rustan heftig verfeindet war, gehört zu haben, er würde Rustan, auch wenn er könnte, in keiner Weise schaden wollen, weil Dank dessen eifriger Fürsorge die Vermögensverhältnisse seines Herrn wieder auf eine gesunde Grundlage gestellt worden seien. Im Serail des Sultans befindet sich noch ein besonderer Saal, wo Gelder aufbewahrt sind mit der Inschrift: »Schätze durch die Sorgfalt Rustans erworben«. Als daher Rustan Grossvezier wurde und damit die höchste und einflussreichste Stelle bekleidete, war es für ihn keine

Schwierigkeit, als massgebender Berater den Sinn und Willen seines Herrn nach jeder beliebigen Richtung zu lenken. Daher setzte sich bei den Türken die Ansicht fest, der Sultan sei durch Rustans Ränke und Roxolanens Zaubertränke, da sie ja im Rufe einer Hexe stand, seinem Sohne Mustapha in solchem Grade entfremdet worden, dass er den Entschluss fasste, ihn aus dem Wege zu räumen. Nach der Meinung einiger weniger hätte Mustapha die Anschläge Rustans und seiner Stiefmutter wohl durchschaut, ihnen zuvorkommen wollen, und deshalb dem Vater nach Thron und Leben getrachtet. Es gibt nichts Beklagenswerteres als die Prinzen türkischer Kaiser, da ihnen, wenn wirklich einer von ihnen dem Vater auf dem Throne folgt, durch den Bruder der unvermeidliche Tod wartet. Denn weder ertragen die Türken überhaupt Nebenbuhler auf dem Throne, noch können sie dieselben dulden wegen des Übermuts der Janitscharen. Wenn nämlich noch ein Sultansbruder am Leben ist, finden diese kein Ende mit ihren Forderungen von Geldspenden und Geschenken. Werden sie damit zurückgewiesen, so hört man gleich, »hoch lebe des Sultans Bruder, mög' ihn lange Gott erhalten«! Durch diesen Ruf weisen sie deutlich genug auf seinen Nachfolger auf dem Throne hin. Es ist klar, dass sich dadurch für die türkischen Sultane die traurige Notwendigkeit ergibt, sich mit dem Blute ihrer Brüder die Hände zu beflecken und den Thron durch Verwandtenmord einzuweihen. Sei es also, dass Mustapha dieses Schicksal für sich fürchtete oder dass Roxolane den Streich von ihren Kindern abwenden wollte, soviel ist sicher, dass sie Soliman Gelegenheit zum Sohnesmord gegeben hat. Da der Sultan mit dem Schah von Persien Sagthama (Tahmasp) im Kriege lag und Rustan den Oberbefehl führte, blieb dieser plötzlich an der persischen Grenze mit seinem Heere stehen*) und benachrichtigte in einem aufregenden Briefe seinen Herrn, dass alles auf dem Spiele stehe und Hinterlist auf allen Wegen laure. Die Janitscharen seien von Mustapha bestochen, nur der Sultan sei der Gefahr gewachsen, er (Rustan) selbst sei machtlos, nur seine (des Sultans) persönliche Gegenwart und Macht sei ausreichend;

*) *Wahrscheinlich in Amasia, wenn nicht in Eregli in Karamanien.*

er möge kommen, wenn er seine Herrschaft retten wolle. Bestürzt eilt Soliman auf diesen Brief sofort herbei, ruft Mustapha durch ein dringliches Schreiben zu sich, dass er sich gegenüber den Anklagen, die auf ihm lasteten, und von den schon ganz offenen Anschuldigungen reinige. Er schärft ihm ein, dass er, wenn er gehorche, keine Gefahr laufe. Ängstliche Zweifel quälten Mustaphas Brust; wenn er vor dem erzürnten und feindseligen Vater sich stellte, lief er grosse Gefahr; wenn er aber wegbliebe, wäre dies nur ein Geständnis seiner Schuld. So siegte der Entschluss, in dem mehr Mut aber auch die grössere Gefahr lag, und er kam zum Vater, sei es auf seine Unschuld vertrauend oder weil er hoffte, dass in Gegenwart des Heeres ihm nichts Böses zustossen könne; sicher aber rannte er in sein Verderben. Das Todesurteil über seinen Sohn hatte Soliman schon von Hause mitgebracht; vorher aber hatte er noch in der Absicht, auch alle religiösen Bedenken zu beseitigen, seinem Mufti, wie der oberste Priester wie bei uns der Papst bei den Türken heisst, folgende Fragen vorgelegt, die ihm eine erwünschte Antwort sichern musste: In Constantinopel habe einer der ersten Kaufleute, als er auf einige Zeit sich vom Hause entfernte, seinem Diener, dem er am meisten vertraute, die Aufsicht über seine Familie und sein ganzes Haus übertragen und Weib und Kinder seiner Treue übergeben. Jener aber habe sogleich nach der Abreise des Herrn die ganze Habe zu vergeuden und dem Leben seiner Gattin und ihrer Kinder nachzustellen begonnen, ja sogar auf ihn, den Herrn selbst, einen tödlichen Anschlag ausgedacht; er, der Sultan, wolle wissen, was der Mufti gegen diesen Mann für eine Strafe festgesetzt haben wolle. Der Mufti gab den Bescheid, dass der Verbrecher den Tod unter Martern verdient habe. Sei es nun, dass der Mufti diese Antwort nach seiner Überzeugung abgegeben hatte oder nur durch die listige Anstiftung Rustans und Roxolanens hiezu verleitet war, jedenfalls bestärkte sie Soliman in seiner grausamen Gesinnung, die ohnehin dem Morde seines Sohnes zuneigte; denn er hielt das Vergehen des Sohnes gegen ihn für nicht geringer als das jenes Dieners gegen seinen Herrn. Als Mustapha ins Lager kam, war das ganze Heer in ängstlicher Spannung dessen, was da kommen werde. Er wurde

in das Zelt des Vaters geführt und fand dortselbst zunächst alles ruhig und friedlich; weder Soldaten noch Büttel, noch Henker, nichts von Nachstellungen, was zu fürchten war, schien vorhanden. Aber dafür waren einige von den sogenannten »Stummen« da, die sich die Türken mit Vorliebe halten, kräftige, baumstarke und vierschrötige Gestalten, die zum Morde Mustaphas auserlesen waren. Diese fielen, als er das Innerste des Zeltes betrat, wie wütend über ihn her, warfen ihm eine Schlinge um den Hals und begannen ihn mit aller Gewalt zu würgen. Doch Mustapha wehrte sich, stark wie er war, wie ein Verzweifelter; denn er kämpfte nicht nur um sein Leben, sondern auch um sein Reich. Es war ihm nicht zweifelhaft, dass, wenn er sich retten und den Janitscharen in die Arme werfen konnte, diese aus Empörung und Mitleid ihren geliebten Prinzen nicht bloss retten, sondern auch zum Kaiser ausrufen würden. Eben das aber fürchtete Soliman, der nur durch einen dünnen Vorhang von dem Schauplatz, auf dem die Tragödie stattfand, getrennt war. Als er wider Erwarten die Verzögerung des Mordes gewahrte, steckte er den Kopf aus dem Zeltvorhange, warf den Stummen drohende und wilde Blicke zu und fuhr sie wegen ihrer Säumigkeit und Feigheit grimmig an. Dadurch gewannen die Stummen vor Schrecken ihren Mut wieder, warfen den armen Mustapha auf den Boden und brachen ihm mit einem Stricke das Genick. Dann streckten sie ihn auf einem Teppich aus, legten seinen Leichnam vor das Zelt, damit die Janitscharen sähen, was sie an dem Kaiser hätten, den sie so heftig begehrten. Als der Mord im Lager bekannt wurde, drnchrang allgemeine laute Klage das ganze Heer, und keiner war, der nicht zu dem traurigen Schauspiel herankam. Besonders waren die Janitscharen ausser sich vor Bestürzung und Wut, so dass sie jedes Verbrechens fähig gewesen wären, wenn sie einen Führer gehabt hätten. Denn gerade der, den sie sich als ihren Obersten erhofft hatten, lag jetzt leblos auf der Erde. Es blieb ihnen nichts übrig als das Unvermeidliche mit Mässigung zu tragen. Daher begaben sie sich tief betrübt, schweigend und voll Tränen in ihre Zelte zurück, wo sie recht nach Herzenslust das Unglück des Jünglings beweinten. Bald klagten sie Soliman als einen wahnwitzigen verrückten

Alten an, bald verfluchten sie den Trug und die Grausamkeit der Stiefmutter und den verbrecherischen Sinn Rustans, dass sie ein solches Licht des Hauses Osman ausgelöscht. So verbrachten sie jenen Tag mit Fasten, ohne auch nur einen Tropfen Wasser zu sich zu nehmen, und es gab viele, die sogar noch länger nüchtern blieben. Sicher herrschte im ganzen Lager mehrere Tage tiefe Trauer, und es schien für den Schmerz und die Totenklage kein Ende zu geben, wenn nicht Soliman den Rustan, wie man vermutet, auf dessen eigenes Anstiften, seiner Würde entsetzt und nach Constantinopel verbannt hätte. An seiner Stelle wurde Achmet Pascha zum Grossvezier ernannt, der bisher den zweiten Rang unter den Vezieren eingenommen hatte und mehr Mut als Geist besass. Dieser Wechsel im Regiment minderte die Trauer und besänftigte die Soldaten, denen wie dem leichtgläubigen Volke unschwer begreiflich gemacht wurde, Soliman sei durch die Verbrechen Rustans und die Zaubertränke Roxolanens hintergangen worden und komme jetzt langsam, wenn auch spät, wieder zur Besinnung. Er habe deshalb Rustan fortgejagt und werde nicht einmal seine Gattin schonen, wenn er nach Constantinopel zurückkomme. Rustan selbst legte grosse Traurigkeit an den Tag und tat, auch als wir ihn in Constantinopel besuchten, als ob er keine Hoffnung hätte, seine frühere Würde wiederzugewinnen. Aber für Roxolane war es noch nicht genug, Mustapha aus dem Wege geräumt zu haben, wenn nicht auch sein einziger und noch minderjähriger Sohn, den er hinterlassen, vertilgt würde. Denn sie glaubte weder für ihre noch ihrer Kinder Sicherheit genügend gesorgt zu haben, solange noch ein Spross von jenem lebte. Doch musste vorher ein Grund für seine Beseitigung gefunden werden, und der fand sich leicht. Es wird Soliman hinterbracht, dass, so oft sein Enkel in Brussa, wo er erzogen wurde, ausgehe, ihn die Kinder der ganzen Stadt mit Segenswünschen begleiteten, dass er noch recht lange seinen Vater überleben möge. Das gehe auf nichts anderes hinaus, als dass er für den Thron des Grossvaters und die Rächung seines Vaters bestimmt sei. Die Janitscharen würden den Sohn Mustaphas nicht verlassen; sein Tod habe also der Ruhe des Reiches nichts genützt, und doch gebe es nichts wichtigeres auf Erden als die Religion,

vor der selbst das Leben der Kinder zurücktreten müsse. Die Religion des Islam, die beste, die es gebe, beruhe einzig auf der Sicherheit und der Herrschaft des Hauses Osman; stürze dieses Haus, so stürze auch der Islam; durch nichts aber drohe dem Hause sicherer der Untergang als durch häusliche Zwietracht. Um also sowohl das Haus wie das Reich wie den wahren Glauben zu retten, müsse man um jeden Preis selbst durch die Ermordung der eigenen Kinder den inneren Zwistigkeiten begegnen. Der Verlust der eigenen Kinder dürfe nicht ins Gewicht fallen, wo die Religion in Gefahr sei. Mustaphas Sohn dürfe man umsoweniger schonen, als er schon durch das Verbrechen des Vaters angesteckt und schuldig erscheine; man dürfe nicht daran zweifeln, dass er sich bald an die Spitze der Partei des Vaters stellen werde. Durch solche Vernunftgründe liess sich Soliman überreden und unterschrieb leichten Herzens das Todesurteil seines Enkels. Ibrahim Pascha erhielt den Auftrag, sich schleunigst nach Brussa*) zur Ermordung des unschuldigen Kindes aufzumachen. Als dieser dorthin gekommen war, glaubte er in erster Linie sich bemühen zu müssen, die Mutter des Knaben zu täuschen. Denn es schien ihm selbst allzu unmenschlich, das Kind mit Wissen und fast vor den Augen der Mutter abzuschlachten. Auch wäre gar leicht eine Erhebung des

*) *Brussa, türkisch Bursa, das alte Prusa, die Gründung des bithynischen Königs Prusias, des Gastfreundes Hannibals, 950 n. Chr. von den Arabern zerstört, von den byzantinischen Kaisern wieder aufgebaut, von Sultan Osman nach zehnjähriger Belagerung 1326 erobert, war die Residenz und Begräbnisstätte der ersten osmanischen Sultane. Brussa ist berühmt wegen seiner wunderschönen Lage an Fusse des 2530 m hohen bithynischen Olymp, seiner Seidenraupenzucht, seiner vielen, glanzvollen Moscheen und seiner schwefel- und eisenhaltigen Quellen. Die Stadt ist seit 1876 auf 76 000 Einwohner angewachsen infolge der Ansiedelung mohammedanischer Flüchtlinge aus Bulgarien, Bosnien und der Dobrudscha nach dem letzten türkisch-russischen Kriege. Wenn Herr Konsul Scholer in Brussa diese Zeilen zu Gesicht bekommt, möge er mit meinen besten Grüßen den wiederholten Dank für seine mir und Herrn A. Paluka in Brussa erwiesene Güte entgegennehmen.*

Volkes und dadurch eine Verhinderung der Tat zu fürchten gewesen. Daher überlistete er die Prinzessin mit folgendem Trug. Er gibt vor, von Soliman zu ihrem und des Sohnes Besuch beauftragt zu sein. Soliman sei bei der Ermordung Mustaphas nicht zum besten beraten gewesen; freilich habe er dies erst spät eingesehen; doch um so teurer sei ihm jetzt der Enkel, je ungerechter er gegen dessen Vater gewesen sei. Er fügte noch viele andere Schmeichelworte hinzu, um die leichtgläubige Mutter einzuschläfern, die noch dazu über Rustans Fall befriedigt war. Zudem wird sie noch mit artigen Geschenken überhäuft. Nach einigen Tagen bringt er die Rede auf einen Ausflug aus der Stadt, eine Ortsveränderung, um etwas frische Luft zu schöpfen. Als sie endlich einwilligt, dass man tags darauf ein Landhaus vor der Stadt besuche, sie im Wagen nachfahre und ihr Sohn dem Wagen voranreite, schien die Sache jeden Verdacht einer bösen Tat auszuschliessen. Der Wagen wird angespannt, aber die Achse so hergerichtet, dass sie, wenn sie auf rauhem Boden aufstiess, notwendig brechen musste. So trat die arme Mutter die verhängnisvolle Fahrt an und befand sich bald ausserhalb der Stadt. Ibrahim der Verschnittene war mit dem Knaben, wie ins Gespräch vertieft, weit vorangeritten, die Mutter folgte mit grösstmöglicher Eile, aber als man an jene steinige und schroffe Stelle kam, stiessen die Räder heftig auf und die Achse zerbrach. Durch diesen Unfall konnte aber die erschreckte und ahnungsvolle Mutter nicht aufgehalten werden, sondern sie verliess den Wagen und eilte ihrem Kinde zu Fusse nach, nur von einigen Dienerinnen begleitet. Aber schon war der Eunuch an den Ort seiner Bestimmung gelangt. Ohne Zögern eröffnet er dem Prinzen, als sie die Schwelle des Hauses überschritten, das Todesurteil: es sei der Wille des Kaisers, dass er sterbe. Darauf soll der Prinz mit echt türkischem Gehorsam geantwortet haben, er empfangen den Befehl des Kaisers wie den eines Gottes, dem man gehorchen müsse, und damit bot er seinen Nacken dar. So wird der unschuldige, hoffnungsvolle Knabe erdrosselt. Nach der verruchten Tat entweicht der Eunuch durch die Hintertüre und ergreift die Flucht ins Weite. Bald ist die Mutter da, die das Vorgefallene schon halb

vorausahnte. Sie pocht an die Türen; da man es für gut findet, öffnet man ihr. Sie findet ihren Sohn fast noch lebenswarm, noch zuckend, und leise atmend. Doch über das, was nun kommt, ist es fast besser, den Schleier des Schweigens zu breiten. Denn die Gemütsverfassung der Mutter über der Leiche des Kindes kann leichter gedacht als geschildert werden. Als man sie endlich zwang, nach Brussa zurückzukehren, kam sie dorthin mit aufgelösten Haaren, zerrissenen Kleidern, die Stadt mit lautem Gejammer und grossem Geschrei erfüllend. Ganz Brussa lief zusammen, Mütter, Mädchen und Mägde, und als sie die ruchlose Tat vernehmen, geraten sie in Wut und stürzen nach Art von Mänaden wie von Sinnen aus der Stadt. Sie suchen den Eunuchen, um seiner habhaft zu werden und an ihm ein schreckliches Beispiel der Rache zu vollziehen. Doch der hatte wohl gewusst, was ihm bevorstehe und mit Recht gefürchtet, wie einst Orpheus von den Bacchantinnen in Stücke gerissen zu werden. Deshalb war er zur rechten Zeit entflohen. Doch ich kehre zum Anfange zurück. Ein Bote wird mit einem Schreiben über meine Ankunft an Soliman nach Asien abgesandt.

Für den Aufenthalt Busbecks in Constantinopel und die Reise nach Asien verweise ich einstweilen auf mein Gymnasialprogramm »Eine Reise nach Amasia im Jahre 1555.« Ludwigs-
hafen am Rhein 1899. p. 33 ff.

TL 65

Ch 17



Gs2 68477

ULB Halle 3/18
001 496 239



Augier Ghiselin von Busbeck,

Vier türkische Sendschreiben. 1554.

Erstes Sendschreiben.

Fortsetzung

shafen am Rhein

shafen am Rhein

Gymnasiums



en a. Rh.

